BÉLA
BALÁZS

SIEBEN MÄRCHEN



1921

RIKOLA VERLAG



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Ella Spitz

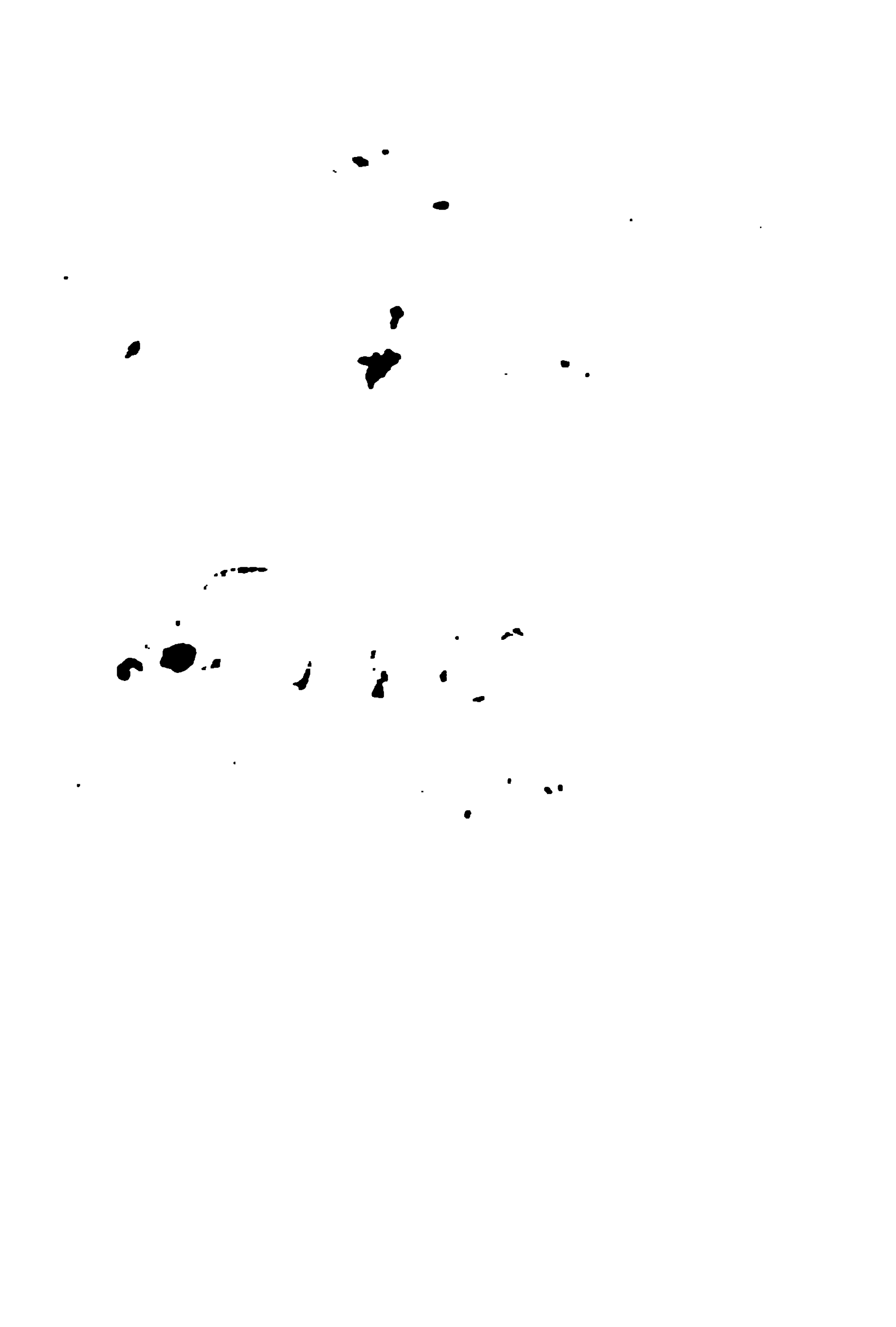
in treuer Freundschaft

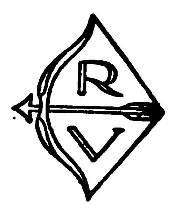
ᵘ Weihnachten

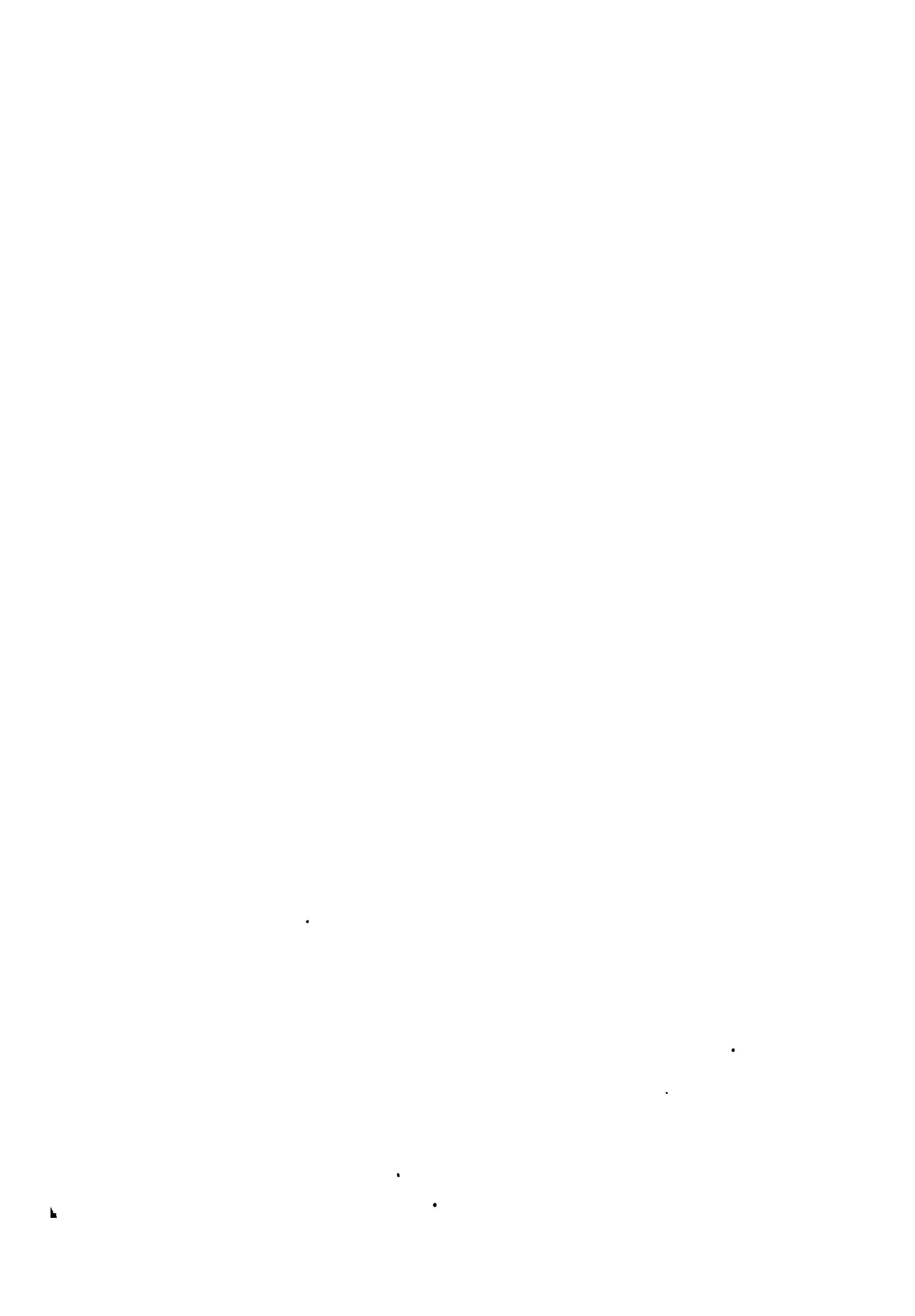
Béla Balázs

alias Ho

ien, Dezember 1921




R
V



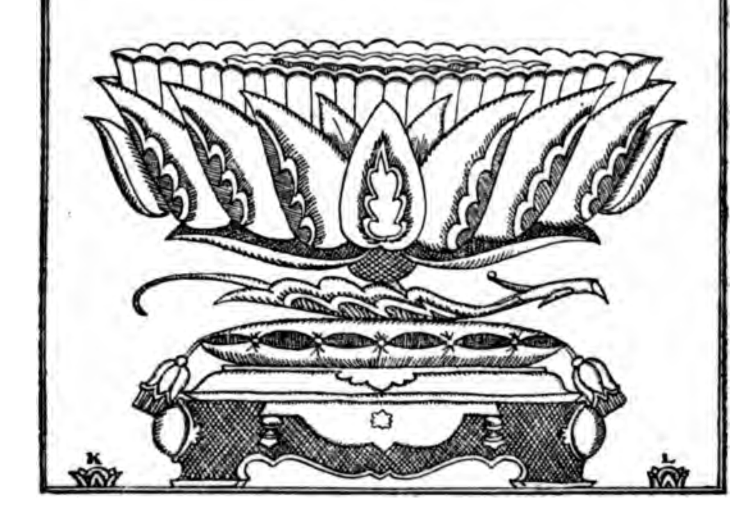

BÉLA
BALÁZS
SIEBEN
MÄRCHEN
1921
RIKOLA VERLAG
WIEN-BERLIN-LEIPZIG
MÜNCHEN

EINBAND UND
BUCHSCHMUCK VON
LUDWIG KOZMA

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG
AUS DEM UNGARISCHEN VON
ELSA STEPHANI

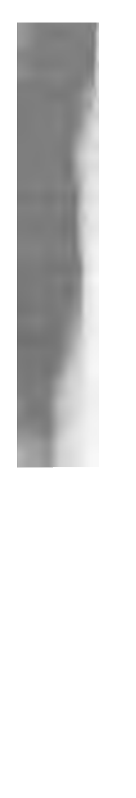
DIE DREI GETREUEN PRINZESSINNEN







ICH WERFE MICH NIEDER VOR GANESHA, DEM GOTT DER DÄMME UND DER HINDERNISSE. VINAYAKA IST ER, DER GEBIETER MIT DEM ELEFANTENKOPF, DESSEN BEUTELOHREN IM WINDE FLATTERN WIE SIEGESFAHNEN. GANESHA IST ER, DESSEN LANGER STRAHLENRÜSSEL STEINERNE MAUERN DURCHDRINGT UND DIE GEPANZERTE BRUST UND HINABREICHT IN DIE TIEFEN DER SEELE. ICH WERFE MICH NIEDER VOR IHM, AUF DASS ER DEM FLUSS MEINER ERZÄHLUNG KEINEN DAMM ENTGEGENSETZE UND ICH SIE ZU ENDE ERZÄHLEN KÖNNE OHNE STOCKEN, DAMIT DIE SEELEN NICHT UNGEBOREN BLEIBEN, DIE IN MEINER ERZÄHLUNG DAS LICHT ERBLICKEN SOLLEN. FÜR DIE OPFERE ICH UND BETE UND WERFE MICH NIEDER VOR GANESHA.







S WAR EINMAL in der Stadt Kandrapura ein mächtiger König, Suryakanta genannt, der durch seine drei Haupttugenden das war unter den Männern, was unter den Steinen der Diamant: leuchtend, rein und hart. Seine leuchtende Schönheit biß jede Frau ins Herz, wie die Kobra. Seine sündenlose Reinheit gab ihm übermenschliche Kraft. Das Größte an ihm aber war seine Härte. Der Baum seiner Seele wurzelte in früheren Leben und darum trug er, unbeweglichen Blüten gleich Taten und Worte, die seit tausend Jahren fertig waren. König Suryakanta ließ sie nur fallen, ändern konnte er an ihnen nichts.

König Suryakanta haßte die Worte und antwortete auf jede Frage durch eine Tat. Über Bittende und Bettler sah er stumm hinweg und mit unbewegtem Antlitz, doch wenn sie heimkehrten, war ihre Bitte erfüllt. König Suryakanta stand unter den Menschen wie unter des Waldes schwankend bewegten Pflanzen das starre Götterbild, worin der Geist, in erzenem

Kerker gefangen, für ewige Zeiten gleich und unbeweglich ist.

Eines Tages ließ König Suryakanta seine Gattin, die stolze Balapandita, zu sich rufen. Als Balapandita den Saal betrat, überlief den ein leises Beben, wie das Gras der Wiese, wenn der aufgehende Mond es streift. Denn in der Schönheit Balapanditas waren die Rundung des Mondes, die Biegsamkeit der Schlingpflanze, die Bewegtheit des Grases, die Zartheit des Laubes, die Schlankheit des Elefantenrüssels, das Schwärmen der Bienen und die Weichheit der Papageienbrust vereint wie Liebende, die einander lange gesucht hatten.

— Warum ließest du mich rufen, mein Gebieter, König Suryakanta? — fragte Balapandita. Doch Suryakanta antwortete nicht, sondern trat hin zu der Schönhüftigen, küßte sie auf die Stirne und machte Gebärden wie Einer, der Abschied nimmt.

— Suryakanta, mein Gebieter — sprach da Balapandita — du küssest mich auf die Stirne und machst Gebärden wie Einer, der Abschied nimmt. Willst du Abschied von mir nehmen, mein Königstiger?

Suryakanta antwortete nicht, sondern wandte sich an seinen ersten Minister, den Gefährten seiner Jugend, und sprach:

— Rasakosha, rüste dich zur Reise. Aber kein Gesinde möge uns folgen und kein Herold uns voranlaufen!

Aus diesen Worten erfuhren Balapandita und Rasakosha, daß König Suryakanta in den Wald wollte, um irgendeinen heiligen Hain zu besuchen, damit

er dort durch Opfer, Waschungen und Meditation seine Seele reinige und seine Kraft vermehre.

Da legte der Schmerz einen feuchten Schleier über die Stimme Balapanditas und sie sprach:

— Lebe wohl, Suryakanta. Deiner Heimkehr will ich harren, wie ein Toter der Wiedergeburt. Ich will dein Bildnis malen lassen, damit der Mond meiner Seele scheine, bis ihre Sonne heimgekehrt ist.

Doch Suryakanta antwortete nicht, sondern betrachtete mit stummen Lippen und sprechenden Augen seine Gattin, die man den Schrein der Treue nannte; dann ging er auf das Tor des Palastes zu. Ihm folgte auf dem Fuße Rasakosha, sein erster Minister und der Gefährte seiner Jugend.

Als sie schon tief im Walde gingen, wo vom Dufte des Kadambabaumes tollgewordene Moschustiere sich durch die blütenstreuenden Jasminbüsche hindurchwühlen, blieb König Suryakanta plötzlich stehen.

— Was siehst du, Herr? — fragte Rasakosha.

Da bückte sich König Suryakanta, und als er sich wieder aufrichtete, hielt er mit der rechten Hand eine große, schwarze Schlange an der Kehle, in der linken aber ein kleines Kaninchen, das er der Schlange aus dem Maul genommen hatte. Dann warf er beide weg und wollte weitergehen. Doch da bäumte sich die schwarze Schlange vor ihm auf und sprach:

— Warum tatest du mir das, König Suryakanta? Mir haben die Götter das Kaninchen zur Speise bestimmt, und dieser Bissen, den du mir jetzt aus dem Munde nahmst, war meine letzte Zuflucht vor

dem Hungertode. Denn wisse, o König Suryakanta, ich habe seit dreißig Tagen nichts gegessen und fühle die Ferse des Todes auf meinem Haupt. Kannst du mir andere Speise statt des Kaninchens geben?

König Suryakanta betrachtete mit unbewegtem Antlitz die schwarze Schlange und erwiderte nichts, sondern nahm seinen Dolch und schnitt aus seinem starken, braunen Arm ein Stück heraus und warf es der Schlange hin. Aber die Schlange nahm es nicht.

— Sie ist tot — sagte Rasakosha. — Du sagtest nicht, daß du ihr helfen wolltest, darum ließ sie ihr Leben fahren, denn sie wußte nicht, wozu sie länger warten und leiden sollte.

König Suryakanta betrachtete mit unbewegtem Antlitz die lange, schwarze Leiche. Seine Seele berührte der Tod so wenig wie den wilden Elefanten das Baumblatt, das auf seinen gerunzelten Rücken fällt.

Er wollte gerade über sie hinwegschreiten, um weiterzugehen, als plötzlich Ganesha vor ihm erschien, der Gott mit dem Elefantenkopf. Durch seine riesigen Ohren glühte die Sonne, so daß die Adern wie feurige Korallenäste hindurchschimmerten. Seinen rosenfarbenen Strahlenrüssel erhob er wie im Tanze und sprach:

— Suryakanta, du hast getötet.

Suryakanta blickte mit unbewegtem Auge in die kleinen Äuglein Ganeshas und antwortete: — Die Götter haben getötet, die meine Natur so geschaffen

haben, daß ich die Worte hasse und nur in Taten spreche. Der Baum meiner Seele wurzelt in früheren Leben und kann sich weder bewegen noch wandeln.

Da lachte Genesha: — Wenn deine Seele sich weder bewegen noch wandeln kann, so will ich sie von ihrem Stiele reißen, damit sie sich bewege und ihrer Härte wegen nicht wieder morden müsse.

So sprach Ganesha lachend und senkte seinen langen rosenfarbenen Strahlenrüssel in die Brust Suryakantas und riß die Blume seiner Seele von ihrem Stiele ab. Damit verschwand er.

Der König griff sich an die Brust, als hätte ein Pfeil ihn durchbohrt, und schrie auf: — O, wehe mir!

Da ließ Rasakosha seinen Bogen fallen, denn nie noch hatte jemand König Suryakanta wehklagen gehört.

— Suryakanta, Herr — fragte er leise, wie wenn man die Antwort fürchtet und glauben möchte, daß man träumt. — Herr, was fehlt dir?

Suryakanta wandte sein Antlitz erschrocken Rasakosha zu und errötete tief.

— O, lieber Rasakosha — sagte er verlegen lächelnd — Die Wunde schmerzt mich sehr, die ich mir jener Schlange wegen in den Arm geschnitten habe.

Da ließ Rasakosha seinen Köcher fallen und senkte stumm die Augen, denn Suryakanta hatte etwas gesagt, was nicht einmal ein gewöhnlicher Kshatria sagen darf, geschweige denn ein König.

— Du hast Bogen und Köcher fallen lassen, lieber Rasakosha — sagte Suryakanta und hob sie eilig auf, wie ein schmeichelnder Knecht.

— Warum schlägst du die Augen nieder, Rasakosha, und warum wirst du blaß? Merkst du vielleicht eine Veränderung an mir? O, welche Veränderung könnte wohl mit mir vorgehen?

Der Fall von Suryakantas raschen Worten klang den Ohren Rasakoshas wie das Klirren der Scherben eines zerbrochenen, edlen Kruges.

— Laß uns fröhlich sein — sagte Suryakanta — und eilen wir zu Balapandita, meiner Gattin, denn mein Auge und mein Arm haben so große Sehnsucht nach Balapandita, daß sie sich von meinem Körper lösen und vorausfliegen werden, wenn wir nicht eilen.

— König Suryakanta, mein Gebieter — sagte Rasakosha — wir wollten den heiligen Hain besuchen, um dort den Göttern zu opfern.

Suryakantas verändertes Antlitz glich mit einemmal dem eines erschrockenen Kindes. — Wollten wir das? Gut, meinetwegen. So eilen wir also in den heiligen Hain.

Kaum waren sie ein paar Schritte gegangen, als König Suryakanta sich plötzlich umwandte und sprach: — Die stolze Balapandita sitzt vor meinem Bildnis und wartet. Ihre Gedanken schlingen sich um meine Füße und lassen mich nicht weiter. Lieber Rasakosha, ich bitte dich, laß uns das eine Mal lieber umkehren.

Da stöhnte Rasakosha mit lautem Weinen auf: — O, Suryakanta, Suryakanta, was ist aus dir geworden!

Suryakantas verwandelte Augen schauten blinzelnd wie die eines feigen Bettlers.

— Was jammerst du, Rasakosha? Bin ich am Ende verwandelt? Wie könnte ich mich verwandelt haben, ich, der ich König Suryakanta bin, das Gleiche unter den Männern, was unter den Steinen der Diamant? Ich bin der unbewegliche Suryakanta...

Weiter sprach der König nicht, sondern schlug die Hände vors Antlitz und schluchzte laut auf: — O Rasakosha, Gefährte meiner Jugend, ich bin nicht länger Suryakanta, noch ein Diamant unter den Männern!...

— Herr — erwiderte Rasakosha, aus dessen Augen Suryakantas Tränen ihre Schwestern hervorgerufen hatten, wie eine plötzlich erscheinende Ameise alle übrigen hervorlockt, — Herr, dies ist Ganeshas Strafe für die Schlange. Er hat die Blüte deiner Seele von ihrem Stiel gerissen, und jetzt bebt sie wie eine abgepflückte Lotusblume auf den Wellen des Sees, schwankend, einem trunkenen Tänzer gleich.

— Weh mir, Rasakosha, hilf mir, lieber Rasakosha! Halte die Seele meiner Seele, damit sie wieder beständig werde. Ruf sie beim Namen, damit der Name ihr ein Anker sei. O, sage mir vor, wer ich bin, damit ich dir folge, wie der Blinde seinem Führer.

— Ich weiß nicht, wer du bist, König Suryakanta.

— Nicht? Und bist doch mein Minister und der Gefährte meiner Jugend!

— Der Gefärte deiner Jugend bin ich, Suryakanta: ein Mann und Freund. Ich weiß deine Worte und weiß deine Taten. Dich weiß ich nicht.

— Warum liebtest du mich dann, weh mir!

— Um Worte und Taten liebt der Freund, König Suryakanta. Hinter Worte und Taten vermag ein Weib zu lieben.

— O stolze Balapandita, Schrein der Treue! — rief da Suryakanta aus. — Du sitzest vor meinem Bildnis und wartest auf mich und hütest in deinen Augen mein einstiges Antlitz. Aus deinen Augen hol' ich es hervor, um es wieder anzulegen. O Rasakosha, komm, laß uns zu Balapandita eilen.

So wandte sich also König Suryakanta nach Hause, durch den Wald, gefolgt von seinem ersten Minister, dem Gefährten seiner Jugend. Doch hätte Rasakosha nicht gewußt, wer da vor ihm auf dem Waldpfad wandelte, am Gange hätte er König Suryakanta nicht erkannt. Denn er, der gestern noch einhergeschritten war wie der wilde Elefant im niederen Gestrüpp, ging jetzt wie die frisch gehäutete Schlange, die in Angst um ihre Haut sich um jeden Kiesel herumwindet. Und der gestern auf sein Ziel losgegangen war wie Krishnas abgeschossener Pfeil, der blieb jetzt oftmals schwankend stehen und blickte nach links und rechts, wie ein verliebtes Weib, das sich das erstemal zum Geliebten schleicht und das vom

Klirren seiner Knöchelringe in der stillen Nacht erschrickt.

— O Suryakanta, Suryakanta, was ist aus dir geworden!

Es dämmerte schon, als sie den Palast erreichten. Schon war der Herr des Tages am Ende seiner Wanderung in den Purpurpalast des Abendrots eingekehrt und hatte sich, auch von dort verjagt, in die Flut des Meeres gestürzt. Schon rieselte das silberne Wasser des Mondes die Malachitstufen des Palastes hinab und die tanzenden Pfauen hoben die Füße, um nicht naß zu werden. Schon waren die Fackeln alle erloschen, nur im innersten Gemache noch brannte eine duftende Lampe, wie des dunklen Palastes leuchtendes Herz.

Balapandita wachte vor dem Bildnis König Suryakantas

Als der König mit zitternder Hand den Vorhang hob und das Zimmer betreten wollte, sprang die stolze Balapandita von dem Kissen mit den Löwenklauen auf.

— Wer bist du und wie wagst du dich ins Zimmer der Königin? — rief sie zornig, mit zurückgeworfenem Haupt.

— Ich bin Suryakanta, dein Gatte, kennst du mich nicht?

— Frecher Betrüger! Die Stimme Suryakantas ist wie die des werbenden Tigers, doch deine Stimme zittert wie die eines verschnittenen Knechts.

Da trat der König näher zur Lampe und sprach:

— O schlanke Balapandita, erkenne mich doch, denn ich bin dein Gatte, König Suryakanta.

Da trat Balapandita einen Schritt zurück und sprach:

— Das Antlitz Suryakantas ist wie die Felsen des Himalaja, so hart und unbeweglich. Dein Antlitz aber ist weich und wechselnd wie eines Schauspielers Gesicht. Wehe mir!

— O Balapandita, Balapandita, erkenne mich doch: ich bin Suryakanta!

— Der König Suryakanta ist heute in den Wald gegangen, um zu büßen: nie hat noch Suryakanta seinen Vorsatz geändert. Wehe!

— O Balapandita, ich bin heimgekehrt, weil ich mich nach dir sehnte.

— Suryakanta ist das Ziel, das unbewegliche und letzte. Ich muß zu ihm gehen. Nie kommt er zu mir. Wehe!

— Ich kam zu dir, auf daß du meine entwurzelte, schwankende Seele stützest!

— Weh mir, Suryakanta ist der Fels, an den ich das schwanke Schiff meiner Seele gebunden habe.

Da trat der König noch einen Schritt näher zur duftenden Lampe und sprach: — O Balapandita, sieh mich an, sieh das Königsgeschmeide auf meiner Brust! Ich bin dein Gatte Suryakanta.

Da trat Balapandita wieder einen Schritt zurück und sprach:

— Wenn du Suryakantas Namen und Königsgeschmeide trägst, so bist du im Leben an Suryakantas Stelle getreten und Suryakanta, der Königstiger, mein Gatte, ist tot.

So sprach Balapandita, und indem sie ihr stolzes Antlitz hinter den Lotusblüten ihrer Hände verbarg, brach sie in Tränen aus.

— O Balapandita, wehe mir! Man nennt dich den Schrein der Treue, und auf die Beständigkeit deiner Liebe hat meine schwankende Seele vertraut.

Da richtete sich Balapandita stolz auf:

— Treu bis zum Tod bleibe ich Suryakanta, dem ich mein Herz gegeben habe. Suryakanta, der unter den Männern war, was unter den Steinen der Diamant und der nun tot ist: Suryakanta, den dieses Bildnis darstellt, der von Indra die Würde empfangen hat, vom Feuer die Glut, von Jama den Zorn und von Rama die Beständigkeit, — doch der tot ist. Wahrlich, ich bleibe ihm treu und verlasse sein Andenken nicht um eines anderen willen, dessen Antlitz dem eines Schauspielers gleicht, die Stimme der eines verschnittenen Knechtes, sein ganzes Gebaren dem einer schwangeren Frau.

Bei diesen Worten zog sie den goldgestickten Vorhang zur Seite und rief hinaus: — O Tsheti, meine liebste Dienerin, erwache! Bring mir ein weißes Gewand und bereite mir Sesamkörner mit Wasser und weiches Darbhagras.

Da erschien Tsheti in der Öffnung des goldenen Vorhangs und blickte mit traumgeweiteten Augen ins Gemach und sprach leise wie eine, die fürchtet, sich selbst aus vermeintlichem Traum zu wecken: — O stolze Balapandita, das weiße Gewand ist das Kleid der Witwen und Sesamkörner mit weichem Darbha-

gras sind das Totenopfer. Warum wünschest du alldies, o Königin, da ich doch dort den Mann erblicke, auf dessen Brust das Königsgeschmeide glänzt?

— Noch trägt sein Leib das Königsgeschmeide, doch seine Seele hat ihm Jama, der Herr des Todes, entrissen und schleift sie an einem Seil hinter sich her. Ruf meine Diener, die aus meines Vaters Haus mit mir gekommen sind, auf daß sie mich wieder zurückgeleiten. Mein Vater soll mir den Scheiterhaufen rüsten, damit ich, im Rauch des Feuers emporsteigend, dem toten Suryakanta folgen kann, dem ich ewige Treue halte.

Mit diesen Worten verbarg Balapandita ihr Antlitz hinter den Lotusblüten ihrer Hände und verließ weinend das Gemach.

So blieb König Suryakanta allein mit dem Bildnis, auf dem der rote Schein der Lampe flackerte. Und Suryakanta blinzelte feige nach dem Bild, so wie er in die stolzen Augen Balapanditas geblickt hatte, und sprach: — Bist du vielleicht hier geblieben, um mich zu verspotten? Geh, folge nur der treulosen Balapandita! Ihr seid Spießgesellen und habt mich verraten. Weshalb solltest du auch schöner sein als ich, du Affe du?! Warum blickst du hier herrisch umher und lässest die Keule deiner Blicke über alle dahinsausen? Wer ist hier der König? Ich oder du? — Und er stürzte sich auf das Bild und zerbrach es in Stücke.

— O Suryakanta, Suryakanta, was ist aus dir geworden!

Der König wandte sich beschämt und erschrocken um, als er diesen Seufzer hörte, und erblickte Rasakosha, den Gefährten seiner Jugend. Da brach er in Tränen aus und sprach: — O Rasakosha, wehe mir, der Schrein der Treue ist zerbrochen und die Splitter der Treulosigkeit haben mich versehrt.

— Wahrlich, Herr, die Treue Balapanditas ist nicht zerbrochen. Ein starker Felsenturm ist sie, der dein Andenken bewahrt. Doch seine ehernen Tore sind vor dir zugefallen.

— Weh mir, Rasakosha, wenn auch die Treue mich verläßt! Auch du wirst mich verlassen, Rasakosha. Warum bist du nicht sogleich Balapandita nachgeeilt?

— Sie ging dem verschwundenen Manne nach. Ich blieb, weil der König geblieben ist.

— O treulose Treue! Gibt es denn keine Liebe, meiner flüchtenden Seele auf der Spur zu folgen wie der Antilope der hungrige Leopard?

— Laß vor deinen Kriegswagen zwei weiße Rosse spannen, König Suryakanta; laß uns zusammen durch den Wald fahren und nicht eher halten zwischen den Grenzen der blauen Meere, bis du ein Weib gefunden hast, dessen Liebe deiner flüchtenden Seele auf der Spur folgt wie der Antilope der hungrige Leopard. Denn wahrlich, die Seele deiner verlorenen Seele kann kein anderer finden als eine Frau, und ihre Liebe allein kann dein festigender Anker werden.

Da ließ Suryakanta vor seinen Kriegswagen zwei weiße Rosse spannen, und da er sich auf die Kunst

des Pferdelenkens verstand, ergriff er selbst die Zügel. Aber die Pferde bockten und schlugen aus.

— O Suryakanta, Suryakanta, was ist aus dir geworden, — seufzte Rasakosha und nahm dem König die Zügel aus der Hand.

Bald schlug der Duft des Waldes über ihren Köpfen zusammen, wie die Wellen alter Erinnerungen neue überfluten.

Sie waren schon tief im Walde, wo die von den Düften der Kadambabäume tollgewordenen Moschustiere sich durch die blütenstreuenden Jasminbüsche hindurchzwängen, als Suryakanta und Rasakosha großen Hunger fühlten.

— Herr — meinte Rasakosha, — wir wollen die Pferde grasen lassen und uns aufmachen, um Früchte und Wurzeln für uns selbst zu suchen.

So drangen sie also durch das Dickicht der Kadamba- und Banianbäume. Plötzlich stieß König Suryakanta mit dem Kopf an einen anderen warmen Kopf. Erschrocken sprang er zurück, denn er glaubte, irgendein schwarzer Panther lasse sich von einem Ast herabhängen. Da sah er, daß ein büßender Brahmine kopfabwärts vom Baume hing, indem er sich mit den Kniekehlen am Aste festhielt.

— Wer ist es, der meine Buße stört? — hub der hängende Brahmine zu sprechen an.

— O heiliger Asket, — antwortete Suryakanta zitternd —, verzeih mir, daß ich deine Buße störe. Gewiß haben die Götter meinen Weg hierher gelenkt, damit ich an dich schlage wie an die Glocke

meines Schicksals, auf daß du klingest und mir das Geheimnis meines Lebens offenbarst.

— Was willst du?

Da errötete Suryakanta tief und sagte stammelnd:

— O heiliger Asket, sage mir ... sage mir, wo könnte ich gute Bethelblätter oder Früchte oder Wurzeln zur Stillung meines Hungers finden?

— Was willst du? — fragte der Brahmine laut.

Aber Suryakanta errötete noch tiefer und schwieg.

Da trat Rasakosha vor, und nachdem er die Geschichte König Suryakantas mit der Schlange und Ganesha und Balapandita erzählt hatte, sprach er:

— O heiliger Brahmine, du, der du Buße tust mit solch großer Peinigung deines Leibes und sicherlich das Geheimnis der dreifachen Welt ergründet hast, sage mir, wo findet mein König Suryakanta ein Weib, dessen Liebe über Taten und Worte hinaus die Seele seiner Seele liebt und dessen Treue sich festbeißt an ihr, wie die Wildkatze an der Kehle des Hirsches, um an ihr zu hangen wohin immer sie flieht?

— Wo meine rechte Ferse hinweist,
Sieben Tagereisen von hier,
Im Kristallpalast von Alaka
Warten, warten zwei Königstöchter,
Kamalila und Anangaraga.

— Welche von beiden wird König Suryakanta erlösen?

— Treulos ist die Treue, doch dem Beständigen braucht man nicht zu folgen.

— Der Nacht deiner unklaren Worte wird sicherlich ein Morgen dämmern. Nur eines sage mir, o heiliger Brahmine, wie soll König Suryakanta die Liebe der Prinzessinnen erringen, wenn seine Gestalt und sein Wesen sich so sehr verwandelt haben?

— Im stillen Teich der blauen Lotusblüten
Wartet Suryakanta auf Suryakanta.
Im stillen Teiche wasche er sein Antlitz
Und Suryakanta verbirgt Suryakanta.
Beim Ruf der welkenden Lotusblüte
Soll hinter der Maske das Antlitz verschwinden.

— Die geschlossene Knospe deiner unklaren Worte wollen wir aufbewahren, bis sie sich zur sinnvollen Blüte entfaltet. Wir danken dir für deine Güte. Mag deine Buße die Macht der Götter besiegen.

Und König Suryakanta und sein Minister gingen tiefer in den Wald. Doch sie fanden weder Bethelblätter, noch Banianfrüchte, noch Wurzeln, um ihren Hunger zu stillen. Schon versagten ihre Füße und sie fühlten die Ferse des Todes auf ihrem Haupt, als sie, hinter einem Felsen hervortretend, plötzlich einen wunderbaren Teich erblickten, der sich im Innern des dunklen Waldes barg, wie auf dem Grunde finsteren Hasses leidende Güte. Geheiligte Pippalbäume und blaue Lotusblüten betrachteten darin ihr Spiegelbild, als blickten sie mit sehn-

süchtiger Liebe auf ihre Zwillingsbrüder; und rings am Ufer saßen graue Kranichvögel in stummer Meditation und regten sich nicht beim Nahen der beiden Männer. Als Suryakanta und Rasakosha den stillen, lotusumblühten Teich gewahrten, verschwand ihr Hunger und jede leibliche Beschwerde, wie Herzeleid beim Lächeln der Geliebten.

Da sprach Rasakosha: — O König Suryakanta, gewiß ist dies der Teich, den der Brahmine gemeint hat, denn ich fühle das Fieber des Schicksals in meinem Körper. Geh allein und tritt allein an sein Ufer, um dir dein Schicksal aus ihm zu fischen.

Da ging Suryakanta zögernd und auf den Fußspitzen dem Teiche zu. Doch als er sein Ufer erreicht hatte und sich über ihn beugte, da erblickte er in ihm sein Bildnis, vor dem Balapandita gewacht und das er in seinem Zorne zerbrochen hatte. Doch siehe, im Teich strahlte das Bild ganz und unversehrt, das Bildnis des alten Suryakanta, und schwang die Keule seiner Blicke über aller Häuptern.

— O Rasakosha, komm schnell! — rief der König in seiner Überraschung aus. Aber von dem Rufe erbebte der glatte Spiegel des Teiches und das Bild darin zerbrach wie das Bild des Mondes auf dem Wasser, wenn das Ruder eintaucht. Und es zerfiel ebenso in ebensoviele Stücke wie das Bild im Palast, als er mit der Faust hineingeschlagen hatte.

Da verstummte Suryakanta erschrocken und siehe, das Wasser glättete sich wieder und das Bild wurde wieder ganz, in ungebrochenem Glanze erstrahlend

wie der Diamant. Da kauerte Suryakanta am Ufer nieder, den stummen Kranichvögeln gleich, und sah, in stille Meditation versinkend, ins Wasser hinab. Dann streckte er sehnsüchtig die Arme aus und sprach: — O Seele meiner Seele, treulos hast du mich mit der treulosen Balapandita verlassen. Doch siehe, du folgst heimlich meinen Pfaden wie der hungrige Tiger dem Weg des Elefanten im Dickicht. O schönes Bild, wärest du doch mein Kleid, wenn du mein Leib nicht bist! O edles Bild, wärst du doch meine Maske, bist du mein Antlitz nicht!

Indem er dies sagte, bückte er sich, um sich im Wasser des Teiches zu waschen. Und wie er mit der Schale seiner hohlen Hände Wasser schöpfte, hob er sein altes Bild heraus, und wie er sich wusch, legte er es auf sein Antlitz wie einen feuchten, haftenden Schleier. Dann brach er eine von den blauen Lotusblüten und erhob sich und näherte sich, vorsichtig schreitend, wortlos Rasakosha, damit die strahlende Maske ihm nicht vom Antlitz rinne. In seiner Hand hielt er die blaue Lotusblüte wie eine heilige Glocke.

Als Rasakosha den Nahenden erblickte, schrie er jubelnd auf: — O edler Suryakanta, du Königstiger! Und seine Augen füllten sich mit Tränen, in deren Naß Suryakanta sein strahlendes Antlitz wieder erblickte, wie vorhin im Teich.

— Jetzt laß uns zu unserem Wagen zurückeilen, o König, jetzt laß uns unsere weißen Rosse vor den Palast Anangaragas und Kamalilas lenken. Wahrlich,

deine Schönheit wird jedes Weib wieder ins Herz beißen wie die Kobra.

Und Rasakosha ging eilig voran, um einen Pfad zu suchen, und ihm folgte König Suryakanta vorsichtig, leise schreitend und wortlos.

Schon hatte der kampferduftende Mond den Vorhang der Nacht beiseite gezogen, und indem er den schweren Samt mit seinen silbernen Fingern raffte, begoß er aus silbernen Krügen die Dächer des Kristallpalastes von Alaka. Die mandeläugige Kamalila hörte im Traume das Rieseln des Mondwassers auf den Dächern und sprach seufzend: — O Schwester, Anangaraga, bist Du wach?

— Ich bin wach — antwortete Anangaraga mit dem Maiglöckchenlächeln, denn ich höre von ferne das Donnern eines heranrollenden Kriegswagens.

Da erwachte die langbewimperte Kamalila aus ihrem Traume und sprach: — Sagtest du etwas, liebe Anangaraga?

— Ich sagte, ich hörte von fern das Donnern eines heranrollenden Kriegswagens.

— Sicherlich hast du vom Wagen des weiberzähmenden Gottes Krishna geträumt, denn du bist vierzehn Jahre alt und Madanas blumige Pfeile schwirren über dir. Sieh, ich höre das Rieseln des Mondwassers auf den Dächern und dennoch höre ich nicht das Donnern heranrollender Räder.

— Ob es ein Traum war, liebe Kamalila, weiß ich nicht. Doch es hat mich aus meinem ganzen bisherigen Leben wie aus einem Traum erweckt.

Da erhob sich Kamalila von ihrem Lager und sprach: — Komm mit auf das Dach des Palastes, liebe Anangaraga, und laß uns hinaus auf die Straße blicken.

— Wen die Götter senden, dem braucht man nicht entgegenzugehen.

— Du erwiderst mit den Worten der Spruchweisheit, liebe Anangaraga, denn du bist jung und kennst erst die Lehre, nicht dein Herz.

Nach diesen Worten ging die sanfte Kamalila hinauf auf das Dach des Palastes. In ihrem dunklen Haar leuchtete ein Kranz aus Tschampakablüten wie das Spiegelbild der Sterne im Wasser eines schwarzen Teiches, und ihre weißen Knöchel spiegelten sich im dunkelblauen Kristallboden, zwei Irrlichtern gleich. Doch als sie oben auf dem Dache des Palastes stand, griff sie nach einer der geschnitzten Säulen, auf daß die silberne Sturzflut des Mondwassers nicht ihren feinen Körper hinwegschwemme. Dort hob die sanfte Kamalila den Vorhang ihrer langen Wimpern und blickte auf die Straße hinaus.

Da brachten, auf der Straße heranstürmend, zwei weiße Rosse einen goldenen Kriegswagen. Im Wagen aber standen zwei Männer: Rasakosha, der Rosselenker und der unbewegliche Suryakanta mit der blauen Lotusblüte in der Hand. Und gerade bevor der Wagen am Tor des Palastes vorbeigesaust wäre, blickte Suryakanta zum Kristalldach hinauf und die Angel seines Blickes fiel in den dunklen Teich von Kamalilas Augen. Und siehe, der Wagen hielt plötzlich, als wäre er in einem tiefen Graben stecken geblieben.

Rasakosha trieb zornig die Pferde an und den weißen Hengsten spannten sich die Muskeln, schwollen die Adern, krümmte sich wie ein Bogen das Rückgrat — und doch vermochten sie den Wagen nicht fortzubringen. Aber Suryakantas und Kamalilas Augen blieben unbeweglich ineinandergeknüpft.

Da ließ Kamalila den langen Vorhang ihrer Wimpern fallen und siehe, der Wagen sauste vor wie der losgelassene Stein einer Schleuder, so daß die Pferde auf die Kniee fielen und Rasakosha, der Rosselenker, aus dem Wagen stürzte. Doch König Suryakanta sprang aus dem Wagen und lief in Windeseile die blauen Kristalltreppen hinauf.

Da flüchtete Kamalila, wie es die Sitte verlangt, vor dem nahenden Manne, doch so, daß der ihren Weg beachten und ihr bis zum inneren Gemache folgen konnte. Dort blieb sie stehen, wandte sich ihm zu und begann zitternd: — O Fremder, wer bist du? Das Geschmeide auf deiner Brust und der Glanz deiner Stirn nennen dich König.

— Ich bin Suryakanta, der König von Kandrapura.

Da neigte Kamalila demütig ihr schwarzgelocktes Haupt und sprach: — O Suryakanta, was forderst du von mir? Mit den scharfen Krallen deiner Augen bist du auf mich niedergestossen wie der Falke auf ein schwaches Kokilavögelchen. Sieh, hier bin ich und wehre mich nicht. Was forderst du von mir, du Königstiger?

— Liebe mich und folge mir.

— Ich liebe dich und folge dir, Suryakanta.

Da öffnete der König beide Arme und rief: — O du Blume der Demut, duftender Rauch des Feuers der Jungfräulichkeit, sage mir deinen Namen, damit ich ihn in meine Seele brenne wie der Hirte seinen Namen auf den Rücken der weitgrasenden Pferde brennt.

— Ich heiße Kamalila und bin deine Magd.

— Du bist mein Weib und kommst mit mir.

— Was soll ich mitnehmen, Herr?

— Deine Erinnerungen zum Gefolge und die Himmelsgegenden als Gewand.

— Erlaube mir, König Suryakanta, mein Gebieter, daß ich meiner lieben Schwester Anangaraga Lebewohl sage.

Mit diesen Worten trat Kamalila zu ihrer jungen Schwester, die auf golddurchwirktem Teppich sitzend, aus den Winkeln ihrer Augen, stumm lächelnd, Suryakanta betrachtete. Zu ihr trat Kamalila und sagte ihr weinend Lebewohl.

Da zuckte ein Blitz der Verwunderung über Suryakantas Herz: — Wahrlich, ich dachte — so sprach er — daß Lakshmis lächelndes Bild dort auf dem golddurchwirkten Teppich sitzt, so wie sie einst auf goldener Lotusblüte sitzend aus den Wellen des Meeres emporgestiegen ist. Wahrlich, unerreichbar schienest du meiner Rede, gleich den Göttern.

Da lächelte Anangaraga dem König aus den Winkeln ihrer Augen zu, wie wenn jemand, der den ganzen Weg der Leiden überschaut, den Blick schon auf das Ende richtet.

— Die Menschen sind ferner als die Götter — sprach sie lächelnd.

— Lebe wohl, Anangaraga — sagte ihr Suryakanta zum Abschied und suchte mit seinen Gedanken die Erinnerung ungeschehener Dinge in früheren Leben.

— Wahrlich, wenn du mich für das Bild der Lakshmi nahmst — antwortete sie mit dem Maiglöckchenlächeln, so weich, wie die Stimme von Menschen, die künftige Schmerzen verzeihen, — so darf ich für mein Liebesgeschenk ein Gegengeschenk verlangen.

— Wahrlich, ich nehme dir deine Schwester — antwortete Suryakanta. — So will ich dir also an ihrer Statt als Andenken die blaue Lotusblume geben.

— Ein alter Spruch sagt: Es regnet weiße Sonnenschirme, starke Elefanten, schöne Pferde, wenn der König gnädiger Laune ist.

— Du kannst scherzen, liebe Anangaraga, wenn deine Schwester weinend Abschied nimmt?

— Ein alter Spruch sagt: Der Weg ist traurig und heiter das Ziel.

Da trat Kamalila mit demütig geneigtem Haupte vor Suryakanta hin und sprach: — Wir können gehen, Herr, wenn du befiehlst.

Und sie gingen mitsammen die dunkelblauen Kristalltreppen hinab und Suryakanta blickte über die Schulter zurück und sah, daß ihnen die junge Anangaraga über die Schulter hinweg mit sorgendem Lächeln nachblickte, wie eine Mutter den Kindern, die eben erst gehen lernen.

Als sie auf die Straße herunterkamen, sprach Suryakanta zu Rasakosha, der bei den weißen

Pferden im Staub der Straße stand: — O Gefährte meiner Jugend, sieh, dies ist Kamalila, zu der mich der Brahmine, meines Schicksals Glocke, geleitet hat.

Rasakosha berührte mit der Stirne den Straßenstaub und antwortete: — Sei gegrüßt, Weib meines Gebieters. Nie möge der schwarze Elefant des Leidens deine Schönheit zerstampfen, noch lasse er die unreinen Spuren bitterer Reue in deiner Seele zurück.

Als er diese Rede vernahm, rief Suryakanta zornig aus: — Warum sprichst du meiner Gattin von dem schwarzen Elefanten des Leidens? Willst du sie etwa damit schrecken, daß sie mich nicht immer so schön sehen werde, wie sie mich vom kristallenen Dache des Palastes sah? Bin ich denn nicht Suryakanta, und unbeweglich wie der Felsen des Himalaja? Bleib du nur bei deinem Wagen und den weißen Pferden! Folge uns nicht und zerzause mir nicht, einer grausigen Natter gleich, den glatten Rasen von Kamalilas Seele.

Und Suryakanta nahm die Mandeläugige an der Hand und schritt mit ihr waldeinwärts. Schon war der untergehende Mond wie ein elfenbeinernes Blatt vom Baume der Nacht gefallen, als er vor einer Jasminlaube stehen blieb und sagte: — Hier wollen wir ruhen und hier mache ich dich zu meinem Weibe nach dem Brauche der Gandherva.

Doch als er die leuchtende Schönheit der liegenden Kamalila erblickte, deren schneeweiße Haut die vielen, zitternden Schattenflecke der kleinen Blätter dem

Pardelfell vergleichbar machten, da ward Suryakantas unsicheres Herz von Angst beschlichen und er sprach: — Wahrlich, deine Schönheit ist nicht so demütig wie deine Worte, sondern sie brennt wie eine Kriegsfackel. Ob du mir wohl treu bleibst und festhältst an mir, was immer geschehen mag?

— O Suryakanta, — antwortete seufzend die Mandeläugige, — wie eine schwere Last trug die Treue bisher mein einsames Herz. Jetzt reiche ich sie dir bloß, wie ein langbereitetes köstliches Diadem.

— Doch wenn ich mich ändern sollte, wie Rasakosha fürchtet? Wenn ich aus der Schlacht mit gebrochenen Armen und zerschmettertem Antlitz zu dir heimkehren sollte? Oder wenn mich ein Gott in einen fremden Körper zauberte?

— Ich bin dein Schatten, Suryakanta, und ich wandle mich, wie du dich wandelst.

— Doch wenn ich mich jetzt sogleich verwandelte, Kamalila? Wenn ich dich jetzt auf die Probe stellen und mich zum Scherz ein wenig verwandeln wollte? Jetzt, in diesem Augenblick?

So sprach Suryakanta und in seinem Herzen schwelte lauernde Angst und dunkle Sehnsucht und auf seinem Antlitz juckte ihn das aus dem Teich geschöpfte alte Gesicht. Da hob er die Hand und kratzte sich im Gesicht und das aus dem Teich geschöpfte Bild rann davon ab wie farbiger Schweiß. Kamalila sprang erschrocken von ihrem Jasminlager auf und rief: — O Suryakanta, was ist aus dir geworden?

— Was aus mir geworden ist? Was denn? — fragte Suryakanta und spie aus seinen blinzelnden Augen den Geifer der Wut. — So sag doch, was aus mir geworden ist? Was denn?

— Ich liebe dich — antwortete Kamalila.

— Du lügst! Wie könntest du mich denn lieben, wenn ich verwandelt bin? Warum schlägst du deine Mandelaugen nieder? Sinnst du nach, wie du mich verlassen könntest? — Mit diesen Worten schlug Suryakanta Kamalila ins Gesicht.

— Ich liebe dich — antwortete die Schwerbewimperte.

— Du lügst! Denn wenn du mich vorhin vielleicht noch geliebt hast, so hassest du mich jetzt, weil ich dich ins Antlitz schlug. Du hassest mich und wirst mich verlassen. — Mit diesen Worten riß Suryakanta von Kamalilas Haupte den Kranz aus Tschampakablüten und schlug mit einem abgebrochenen dornigen Zweig ihre schneeigen Schultern, die wie der Abhang des Himalaja vor ihm leuchteten.

— Ich liebe dich — antwortete leise weinend die Schwerbewimperte. — Da warf Suryakanta den dornigen Ast weg, an dem Blutstropfen hingen, wie rote Berberitzen im Herbst, und ein wenig vor Kamalila zurückweichend, sprach er:

— Vielleicht liebtest du mich vorhin noch, obgleich ich dich ins Gesicht geschlagen habe. Doch ich habe dir deine große Treue mit diesem dornigen Ast gelohnt. Darum hassest du mich jetzt sicherlich und

willst mich verlassen. So geh denn auch nur, ich brauche dich nicht! Ich bringe dich heim in den Kristallpalast von Alaka.

Mit diesen Worten schleifte er Kamalila an den Haaren auf die Straße zurück, wo Rasakosha, im goldenen Kriegswagen sitzend, den Kopf auf die Kniee gebeugt hielt und schlief.

— He, Rasakosha, erwache! — rief Suryakanta. — Hier bringe ich die treulose Kamalila!

Da blickte Rasakosha mit traumgeweiteten Augen vom Wagen herab und sprach leise, wie jemand, der fürchtet, sich selbst aus vermeintlichem Traum zu wecken: — O wäre ich noch nicht wach und wartete meiner ein zweites Erwachen!

— Warum wolltest du, daß Traum wäre, was du siehst? — fragte Suryakanta und seine blinzelnden Augen spien den Geifer des Hasses. — Und warum blickst du immer auf Kamalilas blutende Schultern? Warum?

Da stieg Rasakosha aus dem Wagen und sah seinem Herrn fest in die Augen und sprach: — Du bist der König!

— Hassest auch du mich schon um Kamalilas blutender Schultern willen und willst auch du mich verlassen? Verräter!

Mit diesen Worten schlug er Rasakosha mit der geballten Faust ins Gesicht.

— Du bist der König — sprach Rasakosha mit unbeweglichen Augen, in denen die Mannesqual des erdrosselten Hasses blutete.

— Kannst du mich denn lieben, wenn ich dich schlug für deine Treue? Die Faust, die dir ins Antlitz fuhr, hat sicherlich auch deine Treue zerbrochen. O, wehe mir! Denn nun bin ich von allen verlassen!

Mit diesen Worten schlug Suryakanta die Hände vors Gesicht und stürzte weinend allein in den Wald. Die tauigen Äste schlossen sich hinter ihm wie wiederbesänftigte Wellen des Meeres.

Da standen Rasakosha und Kamalila stumm auf der staubigen Straße und sahen einander nicht an. Endlich begann Kamalila zu sprechen: — Er ist der König — sagte sie still.

— Du liebst ihn — versetzte still Rasakosha. Und sie schritten mitsammen waldeinwärts, Suryakanta zu suchen. Sieben Tage und sieben Nächte wanderten sie durch den Urwald, rufend: König Suryakanta, wo bist du? — Doch niemand gab Antwort und nur hunderttausende Papageien flogen auf wie kreischende vielfarbige Wolken und blendeten ihren Blick. Einmal bemerkte Kamalila eine Art Mensch, der unter einem Baume saß und Bethelblätter kaute. Dieser Mensch war so dick wie die Zibethkatze im Herbst, wenn sie sich mit Laubfröschen ganz rund gemästet hat.

— O Rasakosha — sprach da die Mandeläugige — dort unter dem Baume sitzt ein Mensch und kaut Bethelblätter.

— Das Königsgeschmeide glänzt auf seiner Brust — erwiderte leise Rasakosha.

Und beide traten unter den Baum und sprachen: — Wie geht es dir, Herr, König Suryakanta?

Wünschest du etwas, was deine Diener dir erfüllen könnten?

Suryakanta antwortete nichts, sondern spie die Bethelblätter aus, dann erhob er sich und machte sich auf den Weg. Aber Kamalila und Rasakosha, der Gefährte seiner Jugend, folgten ihm. So gingen sie mitsammen durch den Wald; Suryakanta aber sprach kein Wort, sondern umkreiste sie nur mit lauernden Augen, wie Irre es tun. Eines Nachts, als Rasakosha und Kamalila schliefen, nahm er ihnen die schützenden Kleider weg und entwich. Morgens, beim Erwachen, gewahrten Rasakosha und Kamalila beschämt Suryakantas Tat, senkten die Augen und schwiegen lange. Endlich sprach die Mandeläugige:

— Er ist der König — sagte sie.

— Du liebst ihn — erwiderte Rasakosha. Und sie machten sich auf in den Urwald, Suryakanta zu suchen. Doch es nahte die Regenzeit. Der Gott der Stürme kam mit dröhnenden Trommeln und den Hörnern der Winde. Die Regentropfen klirrten auf den dicken Palmblättern wie auf den Steinen das Silbergeld, das der durchziehende König unter die Armen streuen läßt. Und vor Angst tobende wilde Elefantenherden sanken brüllend in die aufgeweichten Sümpfe ein, aus denen endlich nur ihre verstrickten Rüssel, zuckenden Schlangen gleich, hervorragten. Und Rasakosha und Kamalila froren, denn sie hatten keine schützenden Gewänder.

Einmal hob die Mandeläugige zu sprechen an und sagte: — O Rasakosha, dort kriecht ein Tier mit

haarigem Gesicht und ich weiß nicht, ist es ein Bär oder ein Affe?

— Das Königsgeschmeide hängt von seinem Halse herab wie eine zerrissene Kette.

Da traten sie beide zu dem haarigen Tier und sprachen:

— Wie geht es dir, o Herr, König Suryakanta? Wünschest du etwas, was deine Diener dir erfüllen könnten?

Der verwandelte Suryakanta aber antwortete nicht, sondern ließ seinen haarigen Kopf zu Boden hängen und trottete weiter. Ihm aber folgten Kamalila und Rasakosha, der Gefährte seiner Jugend.

So gingen sie durch den Wald. Und mit einemmal ertönte eine tiefe Stimme über ihren Häuptern: — Suryakanta!

Und siehe, es war der Brahmine, der kopfabwärts vom Baume hing, indem er sich mit den Kniekehlen am Aste festhielt. Da sprach der verwandelte Suryakanta brummend: — O Glocke meines Schicksals, die da am Baume hängt! — und lagerte sich darunter, die Schnauze ins Moos vergrabend.

Als Rasakosha den hängenden Brahminen gewahrte, trat er unter ihn hin und sprach: — O heiliger Asket, der du durch so große Selbstpeinigung sicherlich die Gnade der Götter erhaschtest, wie das Reiherweibchen den Fisch, sprich noch einmal zu uns und leuchte in das Schicksal Suryakantas. Denn siehe, Suryakanta hat nach deinen Worten gehandelt, da er aus dem Kristallpalast von Alaka sein Weib

holte, den duftenden Rauch des Feuers der Jungfräulichkeit, sie, die in Treue an ihm hängt wie die Wildkatze am Halse der Antilope — und dennoch wandeln sich Suryakantas Verwandlungen, und seiner entwurzelten Seele fehlt der Anker.

— Treulos ist die Treue — sprach der hängende Brahmine.

— O heiliger Asket, noch hat sich die verschlossene Knospe deiner Rede nicht zu des Sinnes Blüte entfaltet.

— Treulos ist Kamalila — sprach der hängende Brahmine.

— Doch Suryakanta hat sich viermal verwandelt und viermal ist ihm Kamalilas Liebe gefolgt.

— Viermal ist Kamalila treulos gewesen.

Da hob Rasakosha seine Arme zum Himmel und rief wehklagend aus: — Wehe, schon tagt das Dunkel deiner geheimen Worte! Doch sprich, o heiliger Asket: Wenn dem König Balapanditas bleibende Treue nicht geholfen hat, noch Kamalilas verfolgende Treue, gibt es zwischen den Grenzen der blauen Meere noch eine dritte Art der Frauenliebe, die für die Seele Suryakantas zum festigenden Anker werden könnte?

— Treulos ist die Treue, doch dem Beständigen braucht man nicht zu folgen.

— Was sollen wir beginnen?

— Laßt ihn allein mit seinem Schicksal.

Da faßte Rasakosha die mandeläugige Kamalila an der Hand und sprach zu dem am Boden liegenden Suryakanta:

— Lebe wohl, o König Suryakanta. Ich lasse dich allein, um dein schamhaftes Schicksal nicht zu verscheuchen. Kamalila bringe ich in den Malachitpalast von Kandrapura und verberge sie hinter den Vorhängen deines Frauengemachs. Ich aber setze mich auf die unterste Stufe und rühre mich nicht von meinem Platz, ehe ich dich nicht des Weges daherkommen sehe.

Da senkte Kamalila den Kopf wie die welkende Blume der Demut und sprach: — Lebe wohl, Suryakanta. Ich danke dir, daß du an mir erfülltest, was die Götter mir bestimmt haben.

So sprachen sie, Rasakosha und Kamalila, und gingen mitsammen durch den Wald dem Malachitpalaste von Kandrapura zu. Doch der verwandelte Suryakanta blieb unter dem Kopfe des hängenden Brahminen liegen, wie der schlafende Hund vor der Schwelle seines Herrn. Da erklang tönend über ihm des Brahminen Rede: — Suryakanta!

Suryakanta hob sein haariges Gesicht und blickte zwischen seinen Tatzen empor, und seine feuchten Augen waren wie zwei Todeswunden der Seele. Und in überirdischem Gesang tönten die Worte des Brahminen:

— Im stillen Teich der blauen Lotusblüten
Wartet Suryakanta auf Suryakanta.
Im stillen Teiche wasche er sein Antlitz
Und Suryakanta verbirgt Suryakanta.
Beim Ruf der welkenden Lotusblüte
Soll hinter der Maske das Antlitz verschwinden.

Als Suryakanta diesen Gesang hörte, erhob er sich schwerfällig, und als trete er, die Richtung seines Lebens umkehrend, den Rückweg seiner Erinnerungen an, ging er im Walde mit plumpen Bärentritten, auf unbekannt bekannten Pfaden. So wanderte er durch den Wald, und als er einmal plötzlich hinter einem Felsen hervortrat, erblickte er einen wunderbaren Teich, der sich im Innern des dunklen Waldes barg, wie auf dem Grunde des finsteren Hasses stille Güte. Geheiligte Pippalbäume und blaue Lotusblumen betrachteten in ihm ihr Spiegelbild, als blickten sie mit sehnsüchtiger Liebe auf ihre Zwillingsbrüder, und rings am Ufer saßen graue Kranichvögel in stummer Meditation und regten sich nicht beim Nahen Suryakantas. Da aber Suryakanta, am Ufer angelangt, über den Wasserspiegel sich beugte, da erblickte er darin sein Bildnis, davor Balapandita gewacht, und das er in seinem Zorn zerschmettert, das er aus dem Wasser geschöpft und mit beiden Händen sich aufs Gesicht gelegt hatte wie einen haftenden Schleier, und wiederum vom Gesichte gekratzt, so daß es wie farbiger Schweiß heruntergeronnen war. Doch siehe, ganz und unversehrt strahlte im Teiche das Bild wie der Diamant, und schwang die Keule seiner Blicke über aller Häuptern.

Da setzte sich Suryakanta am Ufer nieder, den stummen Kranichen gleich, und schaute, in tiefe Meditation versunken, ins Wasser. Dann streckte er voll Sehnsucht die Klauenhände aus und sprach:

— O Seele meiner Seele, treulos hast du mich verlassen mit der treulosen Balapandita, und treulos habe ich selbst dich verlassen mit der treuen Kamalila. Doch siehe, lauernd folgst du meinen Pfaden, wie der hungrige Tiger dem Weg des Elefanten im Dickicht. O schönes Bild, wärest du doch mein Kleid, wenn du mein Leib nicht bist! O edles Bild, wärst du doch meine Maske, bist du mein Antlitz nicht!

Dieses sagend bückte er sich, um sich im Wasser des Teiches zu waschen und, indem er mit der Schale seiner Klauenhände Wasser schöpfte, hob er sein altes Bild heraus und legte es sich im Waschen wie einen feuchten Schleier aufs Gesicht. Und siehe, da er sich nun aufrichtete, war sein Wuchs gerade und schlank, wie eines heißen Springbrunnens Strahl. Und als er nun nochmals in den Teich blickte, sah er darin das Spiegelbild seines Spiegelbildes strahlen in schwereloser Reinheit gleich dem Traum eines Traumes im Traume. Und er sprach:

— Beständigkeit des Traumes frommt mir mehr als alle Wandlungen der Wirklichkeit, und lieber bleibe ich hier meines Spiegelbildes ewig unbewegte Spiegelung, als mich, Regenwasser gleich, das durch stinkende Äser sickert, durch niedrige Inkarnationen zu wälzen.

Dieses sagend, blieb Suryakanta unbeweglich wo er war, Standbild seiner selbst, und die Tage vergingen und lichte Zweiwochen zogen abwechselnd mit den dunklen über ihn hin.

[illegible]er im Kristallpalast zu Alaka saß Anangaraga mit dem Maiglöckchenlächeln einsam auf golddurchwirktem Teppich wie Lakshmi selbst, da sie auf goldener Lotusblüte sitzend eben aus den Fluten des Meeres emportaucht. Vor ihr im blauen Kristallkelch stand die blaue Lotusblüte, die sie von Suryakanta für Kamalila bekommen hatte, stand und welkte. Die blaue Lotusblüte welkte, und leise sich lösend fielen die leichten Blätter ihres Kelches lautlos auf den goldenen Teppich, wie aus der Schale des Gedächtnisses lautlos und unbemerkt alte Erinnerungen fallen. Doch von dem weichen Fallen der leichten Blütenblätter erdröhnte die Welt, als fielen Hammerschläge auf eine ungeheure Glocke und Suryakanta, der an dem Ufer des stillen Teiches stand, hörte, wie die welkenden Lotusblätter fielen. Er hörte es und auf ihr Tönen ertönte sein eigenes Herz und tat weh. Und wie Einer im Traume aufsteht und sicher wandelt auf dem Dachgesimse seines Hauses, wandte sich König Suryakanta und ging, wohin das große Tönen ihn rief.

Schon hatte der kampferduftende Mond den Vorhang der Nacht beiseite gezogen und indem er den schweren Samt mit seinen silbernen Fingern raffte, begoß er aus silbernen Krügen die Dächer des Kristallpalastes von Alaka. Anangaraga mit dem Maiglöckchenlächeln rief jetzt ihre Dienerinnen herbei und sprach:

— Bringt Kampfersalbe und Santalwasser und wascht darin meinen Leib, auf daß er weiß glänze

wie des fischwappenführenden Liebesgottes Herrlichkeit. Und schafft mir Kollyrium für meine Augen und die Farbe, die aus der roten Asokablume gewonnen wird, meine Sohlen zu röten. Feurige Opalsteine und den bleichen Mondstein heftet mir ans Kleid und auf den Kopf setzt mir die goldene Tiara.

Da gehorchten die Dienerinnen dem Befehl, lächelten einander zu und lugten durch die Fenster, um den zu erspähen, zu dessen Empfang ihre Herrin sich rüstete. Die junge Anangaraga aber blieb reglos auf ihrem Platz, blickte auch nicht durchs Fenster; mit unverwandtem Blick betrachtete sie die blaue Lotusblüte, an der nur ein einziges Blütenblatt noch saß, bereit, vom Stiele zu fallen. Und als das letzte Blütenblatt weichen, lautlosen Falles auf den Teppich fiel, kehrte sie lächelnd ihr Antlitz der Türe zu, in deren mondscheindurchfluteter Öffnung, eine schwarze Zeichnung auf Silbergrund, die schlanke Gestalt König Suryakantas erschien. Da erhob sich die Maiglöckchenlächelnde von ihrem Teppich und trat vor Suryakanta mit dem Gruß des gastlichen Empfanges:

— Tritt in mein Haus, Suryakanta. Bade und iß.

Doch Suryakanta erblickte den feinen Körper der jungen Anangaraga, den der durch ihre Schleier scheinende Mond umspielte wie duftiger Rauch die rosige Flamme, und der Blitz des Erstaunens lief durch sein Herz, so daß er reglos stehen blieb.

— O junge Anangaraga — sprach er — Tochter des Himalaja, so hast du dich also meiner erinnert und meinen Namen nicht vergessen?

Aus ihren Augenwinkeln lächelte Anangaraga Sur yakanta zu, dem Asketen vergleichbar, der sich in leidender Selbstpeinigung schon vor das Angesicht der Götter gebüßt hat, — lächelte und sprach:

— Der großen Kummer sind drei: unterwegs sein zur Regenzeit, arm sein in der Jugend und aus der Ferne sich erinnern zur Zeit der ersten Liebe.

— Du hast mich erwartet?

— Wartet man, so gehen die Tage der Jugend vorbei wie die bösen Gäste der Bajadere, die sie der Reihe nach umarmen, nichts bezahlen und nimmer wiederkehren.

— Ich suchte dich.

Anangaraga schüttelte lächelnd den Kopf und sprach:

— Es gibt einen Spruch: Könige, Frauen und Schlingpflanzen ranken sich um den, der am nächsten ist.

— O Anangaraga, dein weißes Antlitz leuchtet mir aus dem Dunkel deiner Haare entgegen wie das Bild des Mondes aus dem nächtlichen Teich. Du aber antwortest mit den Worten des Spruchs und ich verstehe nicht die Absicht deines Herzens.

Anangaraga lächelte aus den Augenwinkeln Suryakanta zu, wie eine Mutter ihrem Kinde, das sie mit einem Geschenk überraschen will.

— Der Toten unter den Lebenden sind fünf: der Arme, der Kranke, der in der Fremde lebt, der ewig Dienende und der, der den Sinn der Worte nicht versteht.

— Anangaraga!

— Suryakanta!

Da trat Suryakanta vor und sprach, Anangaragas Handgelenk umfassend:

— Liebst du mich?

— Ich sehe dich, — antwortete sie lächelnd und blickte in Suryakantas Augen mit geradem, stillem und starkem Blick, wie Nachmittagssonnenschein in Windstille.

In Suryakantas Brust entfaltete sich da im Siegesgefühl des Mannes die Seele wie eine große sonnenheiße Rose und er lachte fröhlich.

Aber Tränen ergossen sich aus den jungen Augen Anangaragas:

— O — sagte sie traurig — mit seiner bloßen Berührung tötet der Elefant, mit dem bloßen Atem tötet die Schlange, mit seinem bloßen Lachen tötet der König.

— Du bist mein Weib, Anangaraga, und kommst mit mir.

— Was soll ich mitnehmen, Herr?

— Deine Erinnerungen zum Gefolge und die Himmelsgegenden als Gewand.

Mit diesen Worten nahm er die maiglöckchenlächelnde Anangaraga bei der Hand und führte sie die dunkelblauen Kristalltreppen des Palastes hinab, die ihre roten kleinen Sohlen spiegelten wie blutige Wunden, die der Schmerz des Abschieds schlägt. Dann traten sie in den Wald und die taunassen Zweige schlugen über ihren Köpfen zusammen.

Schon war der untergehende Mond wie ein elfenbeinernes Blatt vom Baume der Nacht gefallen, als

Suryakanta vor einer Jasminlaube stehen blieb und sprach:

— Hier werden wir ruhen und ich mache dich zu meiner Gattin nach dem Brauche der Gandherva.

— Ich war deine Gattin schon in meinem früheren Leben, und süß bist du mir, mein Gemahl, wie holde Erinnerung.

— Bleibst du mir treu?

— Treulos ist die Treue, doch dem Beständigen braucht man nicht zu folgen.

— Und wenn ich mich verwandle?

Anangaraga hörte dieses und lachte auf und Maiglöckchen fielen ihr aus dem Mund:

— Suryakanta ist unwandelbar — lachte sie. — Denn Suryakanta ist unter den Männern, was der Diamant unter den Steinen ist: leuchtend, rein und hart. Die Blume seines Lebens wurzelt in früheren Leben und kann sich weder bewegen noch wandeln.

Da beugte sich Suryakanta über Anangaraga, deren weiße Haut funkelte, als seien Splitter eines zerschlagenen Mondes durch das Dach der Jasminlaube gefallen, und machte sie zu seiner Gattin nach dem Brauche der Gandherva. Und als es Morgen wurde, wanderte er mit seiner Gattin auf den Wegen des Waldes und wartete auf die Wandlung, die nun die Gewalt von Anangaragas Liebe auf die Probe stellen sollte. Allein Suryakanta verwandelte sich nicht mehr.

— O, Anangaraga, Frucht meiner Geburt — sagte da der König, — wie kam es, daß deine Liebe die

Seele meiner Seele besser finden konnte, als die Liebe Kamalilas?

Anangaraga blickte Suryakanta mit kindlichem Staunen an und antwortete:

— Ich habe deine Seele nicht gefunden, Herr, denn ich habe sie auch nicht gesucht. Vor meiner Geburt, in früheren Leben schon, wand sich meine Liebe um die Wurzel deiner Seele und dort wohnt sie nun. Wer aber suchte wohl das Haus, in dem er wohnt?

So sprachen sie und gingen weiter durch den Wald, als schritten sie, die Richtung ihres Lebens umkehrend, zurück auf dem Wege ihrer Erinnerungen, auf unbekannt bekannten Pfaden. Als sie nun einmal plötzlich hinter einem Felsen hervortraten, erblickten sie den Teich mit den blauen Lotusblüten.

— Siehe, aus diesem Teich schöpfte ich zweimal mich selbst und pflückte die Lotusblume, deren fallende Blätter mich zu dir riefen, Anangaraga.

Kaum hatte Suryakanta diese Worte gesprochen, als die in stummer Meditation dasitzenden Kranichvögel sich in die Lüfte hoben und zu grauer Wolke geballt dahinflogen und sangen:

— Suryakanta ist heimgekehrt.

Kaum war die graue Wolke verschwunden, als die blauen Lotusblüten wie große Wasserschmetterlinge sich in die Lüfte hoben und zu blauer Wolke geballt dahinflogen und sangen:

— Anangaraga ist heimgekehrt.

Dann gingen sie weiter durch den Wald und einmal erklang eine tönende Stimme über ihren Häuptern:

— Suryakanta!

Suryakanta glaubte den hängenden Brahminen zu hören, blickte auf und siehe, eine große schwarze Schlange hing vom Baum kopfabwärts, den geringelten Schwanz um den Ast gewunden.

— O Suryakanta, ich bin die Schlange, die du mit deinem Schweigen getötet hast. Sakana bin ich, König der Nagas, und ich habe dich als büßender Brahmine aus dem Sumpf geführt, in den du meinetwegen geraten bist. Siehe, du bist zu dir selbst zurückgekehrt und jetzt magst du heimkehren in dein Haus.

— Komm mit mir, Sakana, und sei mein Gast — sprach Suryakanta und hielt seinen Arm hoch. Die Schlange aber legte sich darum wie ein lebendes Armband.

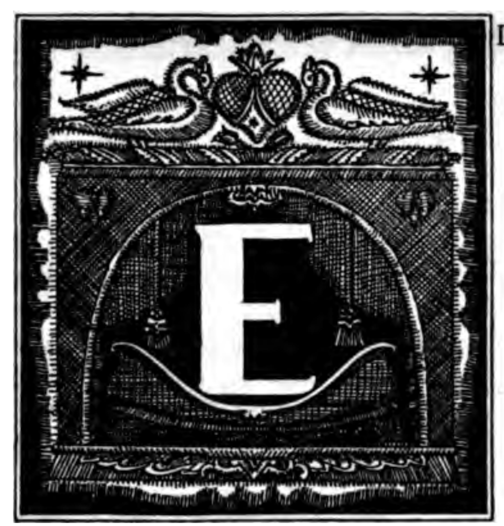
So gingen nun die drei durch den Wald, auf die Stadt Kandrapura zu. Als sie jedoch vor das Tor der Stadt kamen, empfing sie ein Klingen und Läuten, so stark, als dröhnte der Sturm auf einem Silbermeer und als brächen sich Wogen aus geschmolzenem Silber an erzenen Felsen: denn siebentausend Brahminen waren mit Glocken Suryakanta entgegengezogen. Als sie aber vor den Palast des Königs kamen, empfing sie Stille, so tief, wie die Stille der Mitternacht im Friedhof Karalas. Die

Standbilder auf den Malachittreppen bedeckte Staub und Unrat der Vögel und auf ihren Häuptern saßen wilde Papageien. Als aber Suryakanta über die Schwelle des Tores trat, flogen von dem einen der Standbilder kreischend die Papageien auf. Denn die Statue rührte sich und erhob sich und nahte Suryakanta. Es war Rasakosha, der auf der Stiege gesessen und auf des Königs Rückkehr gewartet hatte, und Haupt und Schultern waren bedeckt von Staub und Unrat der Vögel. Und Rasakosha trat vor Suryakanta hin, berührte den Staub der Straße mit der Stirn und schluchzte auf:

— Der König ist heimgekehrt.




DAS
MÄRCHEN
VON
DER
LÄCHELNDEN
SCHWANENWEISS
K L



EINMAL, ALS GRAF GUIDOBALDO allein zu jagen ausritt, verirrte er sich im Walde und kam an das Donauufer. Dort aber bäumte sich sein nachtschwarzes Roß und wollte nicht weiter. Dieses Roß hieß Aldazar, und Guidobaldo hatte es mit dem Schwerte von den Sarazenen gewonnen.

— Hier wartest du auf mich, Aldazar — sagte Guidobaldo.

Dann saß er ab, und den Wurfspeer aus Eichenholz fest in der rechten Hand, pürschte er sich vorwärts; doch als er aus dem Gestrüpp herauskam, erblickte er das blaue Wasser der Donau und ein wunderschönes weißes Mädchen, das dort badete.

— Dies ist kein irdisch Weib — dachte Guidobaldo, denn nie hatte er noch Schöneres gesehen. Und als er Umschau hielt, erblickte er auch das weiße Schwanenhemd am Ufer. Guidobaldo sprang hin und setzte den Fuß darauf. Da gewahrte ihn auch das Mädchen und strebte rufend dem Strande zu:

— Gib mir mein Schwanenhemd wieder — sagte sie bittend.

— Das tu ich nicht — erwiderte Guidobaldo. — Sag mir deinen Namen, holdselige Feenjungfrau, denn von jetzt ab gehörst du mir.

— Ich heiße Schwanenweiß — antwortete die Fee.

Da nahm Guidobaldo sie in die Arme und trug sie fort. Aber Schwanenweiß jammerte nicht und weinte nicht, sondern blickte dem Ritter nur still in die Augen und lächelte dazu. Guidobaldo aber sah Schwanenweiß an, wie sie lächelte, und da meinte er, die Brust unter der Rüstung wäre ihm zerschmolzen und sei nun nichts denn heißer Wein in eisernem Becher.

— Hei, Aldazar — rief Guidobaldo, solch eine Beute trugen wir nie! Ja sag in welchen Winter bist denn du geraten, daß du weiß wurdest, während ich fort war?

Aldazar wieherte zur Antwort und schüttelte die Mähne und wirbelte eine Wolke von Apfelblüten auf, die heruntergeschneit war, da er die jungen Zweige gezaust hatte. Denn es war blühender Frühling um jene Zeit.

Nun, da saßen sie auf. Guidobaldo steckte das Schwanenhemd an den Wurfspeer und Aldazar brach sich noch einen großen blühenden Zweig zum Abschied. Als sie der Turmwart vom Lugaus erblickte, meinte er:

— Auf schwarzem Rosse ist Graf Guidobaldo ausgezogen, in schwarzer Rüstung und mit schwarzem Blick. Und siehe, auf weißem Rosse kehrt er wieder,

mit weißem Banner und Weißes gürtet ihm auch die Rüstung noch. Was das wohl sein mag?

Als Guidobaldo in seinen Burghof ritt, sprach er zum Turmwart:

— Nun magst du die Zugbrücke niederlassen, Turmwart, und auch das Tor soll offen bleiben. Friede sei fortan mit dem Lande ringsum und Friede allen Reisenden.

So lebten also Guidobaldo und Schwanenweiß in eitel Glück und Liebe miteinander dahin. Doch waren von da ab auch alle anderen in der Burg glücklicher als vordem. Die Mutter Guidobaldos vergaß, daß sie alt war und krank. Guidobaldos zwei kleine Kinder vergaßen, daß ihre Mutter gestorben war und alle Knechte vergaßen ihre Knechtschaft, denn lächelnd wandelte Schwanenweiß unter ihnen und alle fühlten die Freude im Herzen, weil auch ihrer Herrin der Kummer fernblieb. Doch das war deshalb, weil die Feen nicht weinen können.

Nun geschah es aber, daß Guidobaldos Mutter starb. Da gab es gar große Trauer, denn jedermann hatte die alte Frau sehr lieb gehabt. Inmitten viel großen Wehklagens wurde sie ins Grab gesenkt. Doch wie sie so alle die Gruft umstanden, sprach mit einemmal Guidobaldos erster Hauptmann voll Zorn:

— Schwanenweiß hat doch wirklich kein Herz, daß sie jetzt noch lächelt.

Da versetzte Graf Guidobaldo:

— Ergreift den Hauptmann und werft ihn ins finsterste Verlies. Was würde aus mir, wenn auch

sie noch weinte, wenn der einzige Glanz mir verdürbe? O, tausendmal gebenedeit ihr unverwundbares Feenherz!

Doch die Hälfte des Burgvolks hatte die lächelnde Schwanenweiß nicht länger lieb. Graf Guidobaldo aber liebte sie noch hundertmal mehr, und sie lebten fortan in noch größerer Liebe miteinander.

Nun geschah es, daß eine Seuche ausbrach und daß Guidobaldos zwei mutterlose Kleinen in ein und derselben Nacht dahinstarben. Da gab es ein Weinen und Wehklagen, daß die Mauern bersten wollten. Auch der Graf hatte den Kopf laut schluchzend auf die Knie seiner Schwanenweiß gelegt und zerfleischte sich die Brust in wilder Qual.

Doch als sie die Gruft umstanden, sprach mit einemmal Guidobaldos zweiter Hauptmann voll Zorn:

— Da begraben wir nun die beiden süßen Kleinen. Mit ihnen spielte Schwanenweiß tagaus, tagein. In ihrem Schosse wachten sie auf, in ihren Armen schlummerten sie ein. Der armen Kleinen wegen hat ihr Gebieter in wilder Qual sich die Brust zerfleischt. Böse wahrlich ist das Herz dieser Schwanenweiß, daß sie auch jetzt noch lächeln kann.

Da zog Graf Guidobaldo sein Schwert und schlug den zweiten Hauptmann nieder.

Alle wandten sich zornig ab, doch der Graf nahm Schwanenweiß in die Arme und sprach weinend:

— Lächle, lächle, mein einziger Sonnenstrahl, denn mir bricht das Herz, wenn auch du dich verfinsterst!

Von da an haßten schon alle Schwanenweiß, doch Guidobaldo liebte sie noch hundertmal mehr und von da an lebten sie in noch hundertmal größerer Liebe miteinander dahin.

Nun begab es sich, daß in einer liebesheißen Nacht Guidobaldo also zu Schwanenweiß sprach:

— O mein lächelndes Lieb, wenn du mich verließest, müßte ich sterben.

Dann wurde er nachdenklich und später fragte er:

— Ob du wohl lächeltest, wenn ich dich verließe?

— Ich kann nicht weinen, Guidobaldo — antwortete Schwanenweiß.

Da biß sich Guidobaldo in die Lippen, dann stieg er vom Lager herab und ging ohne Abschied aus dem Gemach. Doch am anderen Morgen pochte er an die Tür. Ganz leise pochte er und leise trat er ein und sein Herz war erfüllt von Scham und Besorgnis, daß er Schwanenweiß sehr gekränkt haben möchte. Doch Schwanenweiß breitete ihre Lilienarme aus und lächelte ihn noch viel strahlender an denn vordem. Da nun Graf Guidobaldo dieses gewahrte, daß sie ihn um vieles strahlender anlächelte denn vordem, sprach er kein einziges Wort, sondern wandte sich um und verließ das Gemach. Doch als der Abend kam, befahl er die hinterbliebene Witwe des zweiten Hauptmanns herauf. Laut vergnügte er sich mit ihr, damit es Schwanenweiß hören solle in ihrem Gemach, und behielt sie zur Nacht bei sich. Doch als der Morgen kam, jagte er des zweiten Hauptmanns

hinterbliebene Witwe mit eisernen Ruten aus dem Palast. Dann ging er zur Tür von Schwanenweiß und stand lange dort und wagte nicht zu pochen. Aber Schwanenweiß kam ihm entgegen und öffnete die Tür. Sie öffnete die Tür, breitete ihre Lilienarme aus und lächelte ihn noch um vieles strahlender an denn vordem. Als nun Graf Guidobaldo dieses gewahrte, daß sie um vieles strahlender lächelte denn vordem, wand er sich ihr goldenes Haar um die Faust und riß sie zu Boden:

— Du weinst auch jetzt nicht? Du weinst nicht? Noch immer weinst du nicht? Ich will, daß es schmerzt! Ich will, daß du jammerst! So weine doch, weine! — Und er schlug und trat Schwanenweiß, daß Blut aus ihrem Blütenleibe sprang. Aber Schwanenweiß erblaßte nur immer mehr, ihre strahlenden blauen Augen wurden matt, doch keine Träne, nein, kein einziges Tröpfchen vergossen sie.

— Ich kann nicht weinen, Guidobaldo — sagte sie still.

Da riß ihr Graf Guidobaldo die Kleider vom Leibe, und als er sie an den Haaren zum Palast hinausgeschleift hatte, warf er ihr noch das alte Schwanenhemd nach, das sie einstens getragen.

Schwanenweiß aber schleppte sich in den Stall, wo Aldazar angebunden war, und legte ihren blutigen, wunden Leib in seine Krippe. Das nachtschwarze Roß wieherte ihr schmeichelnd und traurig zu und leckte die blutenden Wunden mit seiner weichen Zunge, so daß sie am Abend schon zugeheilt waren. Da stieg sie aus der Krippe.

Als nun am anderen Morgen Graf Guidobaldo aus der Tür des Palastes treten wollte, siehe, da lag Schwanenweiß auf der Schwelle, ihr weißes Schwanenhemd unter dem Kopf, und schlief. Da stürzten über Guidobaldos Wangen heiße Tränen. Unverwandt sah er auf Schwanenweiß, wie sie dalag und schlief, und wagte nicht zu reden, noch sich zu rühren. Siehe, da erwachte Schwanenweiß und blickte zum Grafen auf. Selbst ihre Augen waren noch bleich, doch von ihren blutlosen Lippen sprach ein schönes, süßes Lächeln zu Guidobaldo. Da stieß sie Graf Guidobaldo mit dem Fuß von der Schwelle.

— Pack dich aus meiner Burg, denn du bist eine Hexe und ich kann dich nicht töten!

Und Graf Guidobaldo hetzte die Meute auf sie. Aber die Hunde zogen den Schweif ein und krochen bäuchlings zu Schwanenweiß hin. Da hetzte der Graf seine Knechte auf sie, und die jagten sie in die Felder hinaus. Denn Schwanenweiß war schon allen verhaßt.

Graf Guidobaldo stieg auf den Turm hinauf und von dort sah er, wie Schwanenweiß sich als Schwan in die Lüfte erhob. Sie hob sich in die Lüfte, doch sie flog nicht davon, sondern kreiste über der Burg in langsamen Ringen. Da ergriff Guidobaldo seinen Bogen und schoß mit ganzer Kraft nach dem Schwan. Aber der Pfeil trug nicht so weit, sondern bog in schimmernder Bahn darunter hinweg.

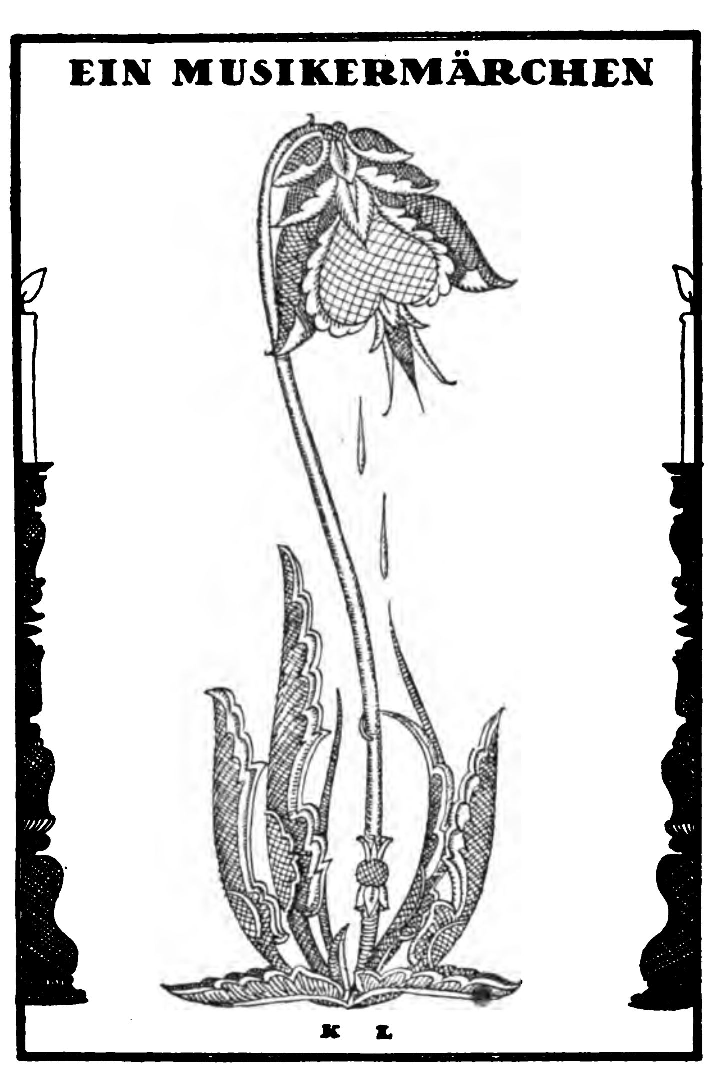
Da stieß der Schwan plötzlich nieder, dem Pfeil entgegen, und bot ihm die Brust.

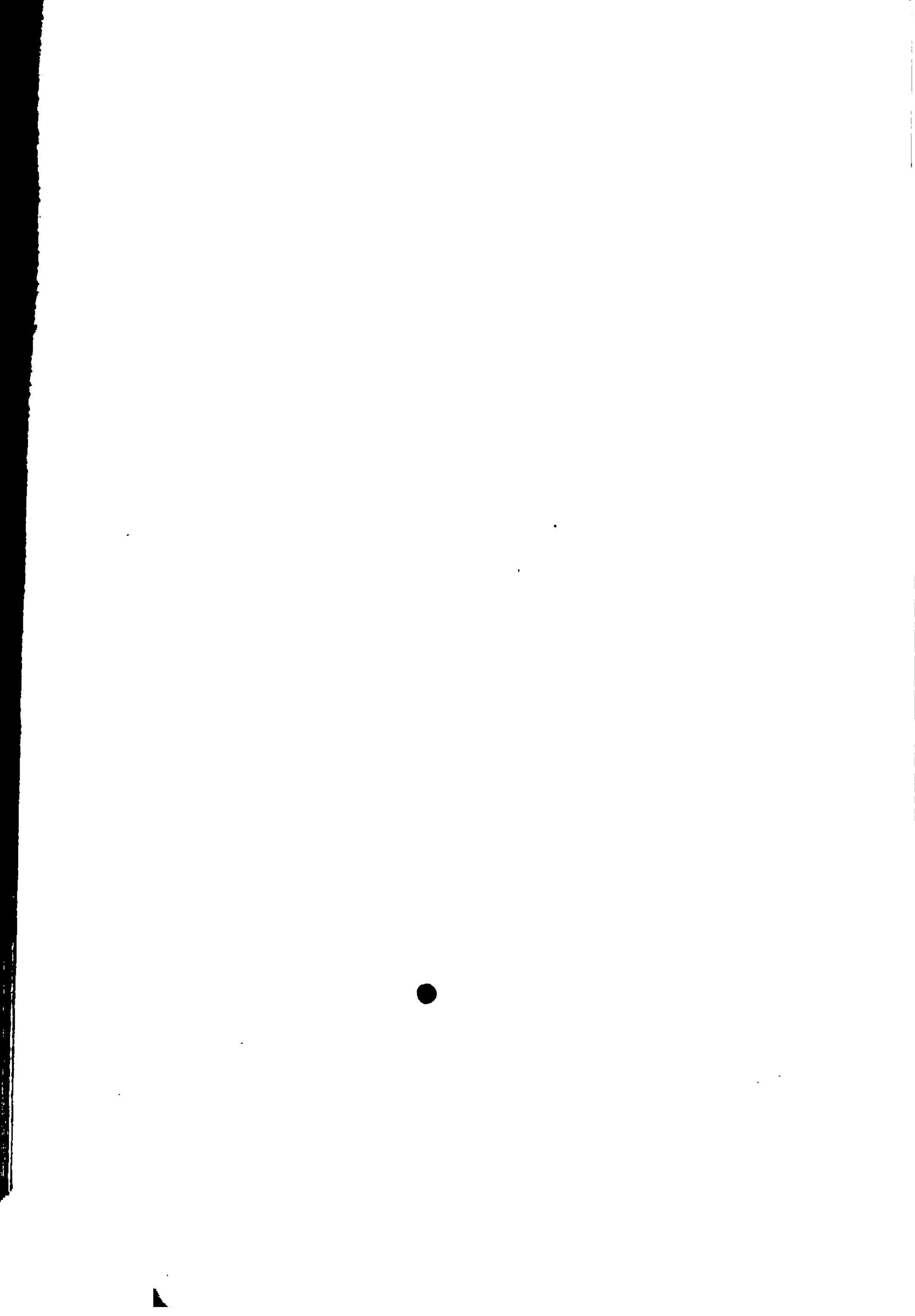
Dann hob der Schwan sich langsam und flog gegen Westen. Er flog gegen Westen, den Pfeil in der Brust, und hob an zu singen. Aber alle Tränen der Welt sind nichts als Regenwasser, soviel Trauer war in diesem Gesang.

Da sprach Graf Guidobaldo zum Turmwart:

— Turmwart, zieh' die Zugbrücke auf und schliesse die eisernen Tore alle.




EIN MUSIKERMÄRCHEN
K L





HIER oder dort...

Es war einmal eine große Stadt am Ufer eines breiten blauen Stromes, und ihr anderes Ende lief die Hügel hinan, wo überall schon Gärten und nur prunkvolle große Paläste und ganz kleine Hütten waren. Nun, und auf dem höchsten Hügel, gerade zu Füßen des allerschönsten Parkes der schönsten Villa, lag bescheiden das Blumengärtchen eines armen Gärtners. Sein Häuschen war an die Parkmauer gebaut, gerade unter das weiße Haus, wie unter die Flügel eines großen Vogels. Wenn der Wind den Regen von Westen her trieb, wurde das kleine Häuschen nicht einmal naß.

Der alte Gärtner lebte in großer Stille ganz allein mit seinen Blumen. Auch in der Nachbarschaft ging es still zu, denn die Herrschaft war nur selten daheim. Der große weiße Palast war geschlossen und die Fenster waren verhängt.

Aber der alte Gärtner war sonderbar. Er mochte die Menschen nicht leiden. In seinem kleinen Haus war eine Stube, die er an Fremde vermietete. Wenn

man eintrat, mußte man drei Stufen hinuntergehen, und links durch die Küche, dann lag sie zur rechten Hand. Selten hatte es je ein Mieter lang darin ausgehalten, denn mit dem Alten vertrug sich niemand auf die Dauer. Jetzt aber wohnte dort jemand schon seit einem halben Jahre, ein schlanker, bleicher, junger Musiker. Ja, das war nun etwas ganz anderes. Denn der Alte saß schnitzend in der Laube dort, die fünf Schritte vom Fenster des Jungen entfernt war, und ließ den Blick über die Blumenbeete wandern, dann blickte er in das kleine Zimmer hinein und sah dort den Jungen vor seinem Klavier oder beim Notenschreiben.

Dann betrachtete er ihn lange durch die wilden Weinranken hindurch und dachte: Sein Gesicht ist weiß wie die florentinische Lilie dort im dritten Beet, sein schwarzes Haar fließt in weichen Strähnen herab wie der feine Blütenflaum, der im Kelche mancher besonderen Art entspringt. Es ist wahr: er geht und bewegt sich, aber doch nur gleichsam im Halbschlaf, wie eine langstielige Blume meines Gartens, wenn sie im leisen Wind sich neigt.

Und wenn er Musik machte, dachte der Alte: das ist der Duft.

Darum war es auch, daß er mit so seltsam spitzen Händen, mit zwei Fingern gleichsam, um ihn herum hantierte, so wie er seine allerempfindlichsten Blüten anfaßte. Wenn er das Frühstück brachte, wenn er aufbettete, wenn er die Kleider putzte, — immer geschah es mit spitzen Händen, mit zwei Fingern gleichsam.

— Aber schließlich ist es doch ein Mensch, dachte der Alte — und ein junger dazu.

Und einmal fragte er ihn: — Auch Sie mögen die Menschen nicht?

Da wurde der junge Mann sehr rot. Der Alte aber blickte zum La France-Rosenstock am Gartenzaun hinüber und wieder zurück.

— Doch, ich mag sie sehr gern — antwortete der Junge.

— Warum gehn Sie dann niemals in die Stadt? Warum gehn Sie nicht unter Menschen? Freut auch Sie das Leben nicht mehr?

— Doch — erwiderte der Junge und schlug die Augen nieder. — Aber in der Stadt... Man ist ja doch immer wie ausgesperrt... Ich muß vielleicht noch warten?

So lebten sie also weiter still miteinander dahin, bis dann mit einemmal etwas geschah.

Es ging auf den Frühling und plötzlich erwachte auch das große weiße Haus und öffnete die Augen, als ob nun auch an ihm die Reihe wäre, gleichzeitig mit den Pfirsichblüten und den Tulpen. Die Herrschaft zog wieder ein.

Es war an einem veilchenfarbenen Frühlingsabend. Der Junge stand am Fenster und hielt sich mit seinen schlanken Händen am Gitter fest. Er blickte den Hügelabhang hinunter: der war eitel Schaum vor blühenden Obstbäumen. Dann hinüber zu den blauen Bergen.

— Welch großer stiller Frühling das ist — dachte er. — Warum bin ich traurig? Träge und schwer

lag die Erde tagsüber da und nun steigt sie leicht wie eine lila Wolke in die Nacht hinein. Nirgends Ufer noch Grenzen. Warum das weh tut? So schwer, so in mich verschlossen fühle ich mich. Wenn doch auch ich hinüberschmelzen könnte!

Er strich sich über die Stirn. Dann setzte er sich ans Klavier und spielte. Nachher blieb er gesenkten Hauptes sitzen.

Plötzlich fuhr er auf. Eine weibliche Stimme erklang, wie er sie nie zuvor gehört hatte. Ganz nahe. Sie konnte nur aus einem Fenster des Palastes kommen.

Ganz als wäre sie neben ihm gestanden, Hand in Hand, und hätte mit ihm in den Abend hinausgeblickt. Er hätte ausgesprochen, was er dachte: „— Warum das weh tut?" Sie aber hätte ihm die Hand gedrückt, hätte genickt und leise fortgesetzt: — Wenn ich hinüberschmelzen könnte...

Was war das? Vielleicht bloß Einbildung. Und er griff sich an den Kopf. Aber die Stimme ertönte wieder und begann, klingender noch, ein anderes Lied.

Es war eine wirkliche Stimme, denn er fühlte sie hauchwarm in den Ohren und sie rann ihm durch jeden Nerv. Der Junge griff in die Tasten und begleitete den Gesang.

Sie horchten aufeinander, füreinander musizierten sie. Immer wieder begann bald der Junge, bald die Frau ein neues Lied und es tagte schon, als sie aufhörten.

Am nächsten Tag verwunderte sich der Gärtner, daß seine lebendige Blume des Morgens nicht in den Garten kam, sondern erst zu Mittag. Auch darüber verwunderte er sich, daß der Junge rot war und etwas wie ein erregtes Zittern in seinem Gange lag. Und auch warum er immerfort krampfhaft zu Boden sah? Sonst pflegte er sich doch umzusehen. Jetzt ging er auf und ab auf dem stiefmütterchenumsäumten Wege und blickte nicht auf, nicht nach rechts, noch nach links.

Der Alte fragte ihn, warum er zu Boden blicke. Warum er sich nicht lieber ein wenig umsehe? Die Fenster des großen Hauses seien aufgegangen.

Da wurde der Junge noch röter und ging in sein Zimmer. Später kam er noch einmal heraus, als wollte er versuchen, ob er jetzt hinaufsehen könnte, aber er kehrte mit niedergeschlagenen Augen zurück.

In seinem Zimmer warf er sich aufs Bett, schloß die Augen und lauschte der Stimme. Nun war er nicht mehr ausgesperrt. Denn alles um ihn hatte eine Melodie, man brauchte es nur zu berühren und jener Ton quoll daraus hervor.

Und wieder bedeckte der Abend mit dunklen Veilchenblättern die Welt, wieder wurde es still. Nun erst erhob er sich von dem Bett und setzte sich ans Klavier.

Er hatte Angst. Dann aber griff er in die Tasten und rief mit breiten rufenden Akkorden.

Ein leiser, schmeichelnder Triller antwortete ihm. Von da an musizierten sie jeden Abend so zusammen.

Der Junge lehrte die unsichtbare Stimme seine eigenen Lieder, und wenn sie sie sang, durchlebte er wieder jenen Augenblick, da sie in seiner Seele zuerst aufgeblüht waren. Die Stimme aber begrüßte mit einem wundersamen Schrei jedes seiner Lieder, und trunkener Dank zitterte in ihrer Musik wie in der Stimme einer liebenden Frau nach der Umarmung. Nie sang sie jemals Worte, nichts war sie als reine, nackte Musik, und jeden Abend traf sie mit dem Klavier über den blühenden Obstbäumen zusammen. Dort umschlangen sie sich, verschmolzen miteinander, und flogen so über die große Stadt hinweg nach den blauen Bergen.

Der Junge trat auch später noch manchmal in den Garten hinaus. Ob er wohl hinaufblicken könnte? Doch immer kehrte er gesenkten Hauptes zurück.

Eines Abends strömten warme, große Regentropfen über Blätter und Blumen und spülten sanft die Blüten der Obstbäume fort; der Regen drückte den Duft der Gartenblumen nieder und trieb ihn in das Zimmer des Musikers. Der stand wieder am Fenster und hielt sich mit seinen beiden schlanken Händen am Gitter fest.

— Wie die Erde duftet — dachte er. — Wie ein nackter Frauenleib. Jetzt badet die Erde...

Ein leises Plätschern, Spritzen, Keuchen war im dunklen Gebüsch und im Laubwerk. Manchmal ein heimliches, lockendes Kichern. Wie die Erde duftet!

Da erklang leise, schmeichelnd, heiß, der Triller.

Der Junge erbebte, als hätte ihn Feuer überlaufen. Dann, er wußte selbst nicht recht wie, saß er am

Flügel und spielte. Jene Flamme warf er zurück. Aber auch die Frau verstummte nicht. Wild jubelte, schlang sich ihre Stimme um das Lied. Wer hatte es gemacht? Es gehörte ihnen beiden. Und hätte es jemals jemand gehört: in dem wäre ewige Liebessehnsucht entbrannt! Doch niemand hat es je zu hören bekommen.

Langsam ließ er die Hände von den Tasten gleiten und blickte trunkenerschlafft in die duftende Nacht hinaus. Wir lieben uns — dachte er.

Nachts fuhr er aus dem Schlaf empor. Die Stimme der Frau hatte er gehört, so nahe wie nie zuvor. Als wäre es hier im Garten gewesen. Er sprang auf und trat ans Fenster, Mondschein überströmte mit silberner Flut Büsche und Blumenbeete. Nach dem Regen dampfte die Erde und silberne Schleier bedeckten alle Dinge. Vielleicht war's ein Traum — dachte er.

Doch nun ertönte sie wieder. Im nächsten Strauch, wie eine Nachtigall, oder unter dem Fenster, an die Mauer gedrückt?

Sie war schöner und trauriger als bisher. Der Junge griff in das Gitter und rüttelte daran. Sie sang ihrer beider Lied. Noch ein weher Schrei, dann wurde es still.

Er war draußen im Garten. In silberne Fäden war die Erde eingesponnen wie in ein großes Spinnennetz. Er durchsuchte jeden Strauch, jede Baumkrone, aber er fand niemand.

Nur ein Traum — dachte er und sah auf zum Mond. Wie groß er war. Eine riesige Silberspinne

saugt der Erde das Blut aus. Saugt und saugt. Silberbleich ist schon alles und zittert wie er selbst. Und da blickte er zu den Fenstern des weißen Hauses empor. Zum ersten Mal.

Mondsilber nur glänzte auf den geschlossenen großen Fensterscheiben. Silber, Silber, Silber überall.

Nur ein Traum — dachte er und ging in sein Zimmer zurück.

Andern Tags, als er nachmittag hinauskam, betrachtete der alte Gärtner ihn überrascht. Er war wieder bleich geworden und ging noch immer mit gesenktem Kopf.

Er redete ihn an: Warum er nicht aufblicke? Sieh mal, die Herrschaft sei wieder verreist.

Der Junge blickte auf zu den marmorumrahmten Fenstern. Doch das große Haus hatte wieder die Augen zugetan.

— Was fehlt dir, meine geliebte Wunderblume? — fragte der alte Gärtner erschreckt und behutsam, und wischte mit spitzen Fingern die Tränen von dem totenbleichen Gesicht.

Der Junge erzählte es ihm. — Wir lieben uns und ich sah sie nie und weiß nicht, wo sie ist.

Da mußte der Alte an die weibliche Nesselblüte denken, der die Biene oder der Wind von fernen Wiesen den Blütenstaub zuträgt. Sie erbebt, sie empfängt, und sieht nicht und weiß nicht, wo die andere ist.

— Ich will hinübergehen und fragen.

Der Alte ging hinüber und kam bald zurück.

— Es sind bloß zwei alte Diener im Hause. Auch die haben sie nie gesehen und wissen nicht, wie sie heißt. Sie stammt von irgendwo an der Nordsee her. Von dort ist sie mit der Herrschaft als Gast gekommen und dorthin sind sie zurückgereist. Mehr weiß niemand zu sagen.

Von da an lag der Junge eine Zeitlang den ganzen Tag mit geschlossenen Augen auf seinem Bett. Er spielte nicht und er schrieb auch keine Noten. Nach einer Weile aber spielte er von Früh bis Abend auf seinem Klavier. Und oft, wenn der Alte am frühen Morgen in den Garten kam, sah er ihn noch bei der verbleichenden Lampe sitzen.

Zwei Jahre vergingen so. Aus dem Jungen war ein berühmter Pianist geworden und seine Lieder sang man in manchem Land.

Einmal sprach er zum alten Gärtner: — Nun bin ich ein berühmter Pianist geworden, ich kann die ganze Welt bereisen und jeder weiß, wo ich gerade bin. So kann ich sie vielleicht wiederfinden.

Der Alte sagte nichts, aber sein Gesicht wurde noch finsterer. Und als der Junge gegangen war, da stand er im Garten wie eine wunderliche krumme Säule und starrte in die Ferne, unbeweglich, wie sonst im Herbstnebel seinen verwelkten Blumen nach.

Jedes Frühjahr erwartete er ihn, und als er noch immer nicht kam, meinte er: Es gibt Blumen, die erst nach langer Zeit wieder blühen. Eine gibt's, die blüht nur alle hundert Jahre.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der junge Mann aber durchwanderte die Welt und jeder wußte, wo er gerade war.

So oft er im Konzertsaal einer großen Stadt vor sein Klavier hintrat, brauste ihm ein glänzendes, buntes Meer entgegen. Schimmernde Seide, schaumweiße Spitzen, Perlen und Brillanten, die den Glanz der Lichterkronen spiegelten. Er ließ die Blicke über sie gleiten und dachte: Vielleicht ist sie hier. Ich will spielen, daß es ihr ans Herz greift. Wenn sie da ist, wird sie aufschreien oder auf mich zukommen wie eine Nachtwandlerin.

Während er spielte, meinte jeder von den tausend Menschen im Saal, daß der Künstler gerade ihm ans Herz greife, daß gerade er es sei, den er suchte und rief. Alle hätten aufschreien mögen und auf ihn zugehen, Nachtwandlern gleich. Und doch kümmerte er sich gar nicht um sie alle.

Später aber sprachen sie verwundert zueinander: Er sah so seelenvoll zu uns herab, als er vor sein Klavier hintrat, und dann, als wir Beifall klatschten, als wir ihm Blumen und Küsse zuwarfen, verdüsterte sich sein Gesicht, als schmerzte es ihn, als hätte ihn etwas enttäuscht. Was das wohl sein mag?

Immer berühmter wurde er und immer trauriger. Später kam er gar nicht mehr nach dem Süden, sondern hielt sich immer an den nördlichen Gestaden auf.

Eines Sommers rastete er in einem Badeort am Ufer eines Fjords. Allein durchquerte er die düsteren Tannenwälder am Strande, wie einstens das kleine

Blumengärtchen des alten Gärtners. Lieber noch ruderte er in einem kleinen Boot auf die breitgewellte braune See hinaus. Kaum daß er steuerte. Er ließ sich von der Strömung treiben und die trug ihn manchmal weit hinaus bis mitten unter die kleinen Inseln, die sich um die Mündung des Fjords drängten.

Eines Nachmittags stand er draußen am Strande. Von Norden blies ein kalter, beißender Wind, daß die großen Rottannen hinter ihm knirschten und der stechende Dünensand ihm ins Antlitz sprühte. Die braunroten Wolken wälzten sich unten auf den Wogen dahin. Zwei rollende Meere übereinander. Das untere leckte das andere mit seinen violetten Wellenzungen. Zwei riesige, dunkle, trübzornige Brüder, die sich, aneinandergeschmiegt, ihren ewigen Kummer klagten mit schreckenverheißendem, dumpfem Gemurmel.

Der Mann breitete ihnen seine Arme entgegen, als wollte er sagen: Auch ich möchte mich anschmiegen an euch!

Er löste den Kahn und die Wellen schleuderten ihn rasch weit hinaus in die See.

Der Nebel sank, die Wogen wuchsen, bald wälzte sich einfarbiges Dunkel rings um ihn her. Der Mann konnte Flut und Gewölk nicht mehr unterscheiden.

Jetzt werde ich sterben — dachte er. Er zog die Ruder ein, erhob sich im Kahn und begann zu singen. Jenes Lied — ihrer beider Lied.

Als er geendet hatte, erklang hinter ihm im Nebel, gar nicht weit entfernt, der Triller: zierlich und schmeichelnd, und mündete in das Lied.

Vielleicht ist das Wahnsinn — dachte er — aber jetzt singt sie anders. Nicht schmerzlich hoffnungslos. Es klingt wie eine Verheißung.

Er griff nach den Rudern und schlug in die Wellen. Die Stimme tönte weiter, glückselig lockend, und immer gleich entfernt von ihm.

Schon hatte er sich die Lippen blutig gebissen und raffte seine letzte Kraft zusammen. Noch immer sang die Frau im Nebel fort. Seine Muskeln erschlafften, die Ruder entglitten seinen Händen und er fiel in Ohnmacht.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er einen leuchtenden Sternenhimmel; in schwarzer Glätte schimmerte ringsum das Meer. Er fühlte eine Decke unter dem Kopf, und ihm gegenüber saß jemand und ruderte. Er betrachtete ihn mit der dumpfen, gleichgültigen Neugier des Halbschlafes: die Silhouette eines mächtigen, bärtigen Mannes in den Sternenhimmel gezeichnet. Große Lederstiefel trug er und einen breiten Lederhut. Er fühlte den Geruch des nassen Leders. Die landesübliche Schiffertracht. Eine unerwartete Welle stieß, laut klatschend, in die Flanke des Bootes. Plötzlich fiel ihm ein, was geschehen war: er wollte sich erheben, aber weiche Erschlaffung lag über ihm und hielt ihn umarmt. Der schwarze Schiffer hatte seine Bewegung bemerkt und nickte ihm zu, als wollte er sagen: Wart nur, es wird schon alles gut! Doch er sprach kein Wort, sondern begann nur stärker zu rudern.

Schwarzer Schatten schlug über das Boot: sie ruderten ein belaubtes Inselufer entlang. Lautlos glitt

der Kahn. An einem vorspringenden Steg legten sie an. Der Alte stieg aus, zog den Kahn ans Land. Der junge Mann hörte, wie der Kies unter dem Kiele knirschte. Er fühlte den Bart des Alten in seinem Gesicht, als dieser sich über ihn beugte und ihn auf die Beine stellte.

Der Schiffer faßte ihn unter den Arm, denn die Kniee zitterten ihm noch, und führte ihn so landeinwärts. Sie gingen einen weidenumsäumten Weg entlang, dann bogen sie auf einen schmäleren Pfad ein, den Gebüsch einfaßte. Von dort sah er schon ein erleuchtetes Fenster, denn der Pfad führte gerade auf das Häuschen zu.

Erst als er mit einemmal in einem kleinen, schneeweißen Stübchen stand, als er den gedeckten Tisch, das offene Bett sah und in der Ecke ein schönes, nußbraunes Klavier, erst da war er verwandelt. Aus seinen Knieen schwand die Müdigkeit, er umfaßte den Alten und begann auf ihn einzureden. Er bat und flehte in vielerlei Sprachen. Aber der große, weißbärtige Schiffer, der wunderbar dem alten Gärtner glich, lächelte nur und nickte wie vorhin im Boot: Warte nur, alles wird gut.

Stumm zeigte er ihm das Zimmer und wo alles zu finden wäre, dann ging er hinaus; und als der junge Mann ihm nachstürzte, schob er ihn sanft zurück und versperrte die Türe.

Da begann dieser an der Tür zu trommeln und zu rufen, dann aber verstummte er plötzlich und errötete sehr. Sicherlich ist sie in der Nähe — dachte er.

Sie hat mich hergebracht und jetzt mußte sie hören, wie ich trommelte und schrie...

Er setzte sich nieder, legte den Kopf auf die Tischplatte und weinte.

Da erklang der Triller. Zwei Schritte weit, im Zimmer nebenan, hinter einer zolldicken Mauer, unter einem Dache mit ihm.

Warm klang er und süß. Er klang, als seien lauter kleine Küsse darin aufgereiht wie an einer Perlenschnur. Als der Mann das hörte, erhob er sich langsam wie ein Nachtwandler, trat zur Wand hin und begann sie zu streicheln. Wortlos streichelte er die Wand, durch die der Klang gesickert kam, und erst nach geraumer Zeit wagte er zu reden. — Warum kam sie nicht zu ihm, warum durfte er sie nicht sehen? — Die Frau antwortete nicht, nicht mit Worten, noch mit Gesang. Er redete in allen Sprachen, die er konnte, und streichelte die Wand. Aber die Frau verharrte in ihrem Schweigen.

Da setzte er sich ans Klavier und begann zu spielen. Wie Blutstrahlen aus Wunden sprangen die Töne aus jeder Taste und klagten alles, was er seither gelitten, da sie ihn verlassen hatte in jener silbernen Sommernacht.

Als er die Hände von den Tasten gleiten ließ, hörte er hinter der Wand ein schweres, erstickendes Schluchzen.

Wohl eine Woche schon mochte er in der kleinen Stube gelebt haben, wo Wände, Vorhänge und alle Möbel weiß waren, sogar der Fußboden,

und wo nur einzig das Klavier braun, aus Nußholz dastand, als wäre alles andere nur rundherum gebaut.

Wohl eine Woche mochte es währen, denn er selbst wußte nicht, wann es Tag war und wann Nacht: Es war ein einziges, ununterbrochenes Lied. Der weißbärtige Schiffer machte seine Stube rein und sorgte für ihn, doch wenn er ging, versperrte er stets die Türe. Der junge Mann ging, wie in einem Käfig, immer ungeduldiger auf und ab. Oft stellte er sich dicht an die Wand und preßte sein Gesicht an sie, denn es war ihm, als fühlte er den Atem der Frau und die Wärme ihres Körpers durch die Mauer hindurch und einmal begann er mit einem Messer an der Wand zu bohren.

Vergeblich beruhigte und streichelte ihn die Frau wie ein Kind mit ihrem Gesang. Sein Fieber wuchs immer mehr, denn er schlief ja fast nicht und stand kaum mehr auf den Füßen.

Eines Abends saß er am Klavier und raffte noch einmal alle Macht aus der Tiefe seines Herzens zusammen, um die Frau endlich herbeizurufen. Damals flackerte seine Musik schon so purpurdunkel, so furchtbar leuchtend wie Wahnsinn. Dann folgte Stille — solch ein bodenloses Schweigen, daß er fühlte, wie eine tötliche Blässe durch die Wand hindurchstrahlte. — Er fürchtete sich, er wußte nicht wovor, und wie kalter Schauer durchdrang ihn wieder und wieder die Erregung. — Auch seine Lampe war am Verlöschen. Er ging zu Bett.

Kaum war er eingeschlafen. so erwachte er auch schon wieder und fühlte, daß sich ein heißer Mund auf seinen preßte, daß sich seidiges Haar unter seines mischte und seinen Hals umschmeichelte, daß ein warmer Frauenkörper neben ihm ruhte. Er schrie auf und umschlang sie.

Als es draußen, hinter den geschlossenen Fensterläden, vielleicht schon tagte, denn die Vögel zwitscherten, da wollte die Frau sich aus seinen Armen lösen. Er aber hielt sie krampfhaft umfaßt, denn er war entschlossen, sie nicht fortzulassen. Er wollte sie sehen, er wollte alles erfahren.

Er sprach auch wieder zu ihr. Doch die Frau sang nur leise, ganz leise, sang kummervoll flehend, als sie schon gehen wollte.

Er hätte sie gerne gesehen, doch die geschlossenen Fensterläden ließen nicht genug Licht herein. So tastete er sie also mit den Händen ab, wie es Blinde tun. Sie mußte sehr schön sein.

Die Frau weinte, dennoch gab er sie nicht frei. Plötzlich fühlte er, daß sie ihm etwas an die Lippen hielt. Ein schwerer Geruch schlug ihm entgegen, der ihn betäubte. Er wollte sich wehren, da war es schon zu spät.

Graues Nachmittagslicht schien auf ihn nieder, als er wieder zu sich kam. Die Fensterläden waren geöffnet und auf dem Tisch wartete Speise und Trank. Er stand auf und begann sich anzukleiden. Beim Waschen bemerkte er, daß er einen goldenen Reif am Finger trug. Doch er war noch schlaftrunken.

Am liebsten hätte er sich wieder zu Bette gelegt — vielleicht konnte er dann diese Nacht noch einmal im Traum erleben.

Später sah er den Schiffer eintreten und an der Tür stehen bleiben. Er kleidete sich an. Als er fertig war, nahm der Alte Hut und Mantel vom Nagel und reichte sie ihm.

Er ließ sich von dem Alten wieder unter den Arm fassen, wie an jenem Abend, und hinausgeleiten. Sie gingen durch einen kleinen Garten und von dort weiter — da erkannte er den schmalen buschumsäumten Pfad, und plötzlich begann er mit dem Alten zu ringen. Aber der alte, weißbärtige Riese überwältigte ihn mit einer Hand und, da es anders nicht ging, fesselte er ihn. Dann nahm er ihn in die Arme, trug ihn ins Boot, band den Kahn des Jungen daran und fuhr in die See hinaus.

Nun stand er wieder oben am Strande wie an jenem Nachmittag. Ein kalter, schneidender Wind blies, daß die großen Rottannen hinter ihm knirschten und der stechende Dünensand ihm ins Antlitz sprühte. Die dunkelbraunen Wolken wälzten sich unten auf den Wogen dahin, zwei rollende Meere übereinander. Das untere leckte das andere mit violetten Wellenzungen. Zwei riesige, dunkle, trübzornige Brüder, die sich, aneinandergeschmiegt, ihren ewigen Kummer klagten mit schreckenverheißendem, dumpfem Gemurmel.

Der Mann breitete ihnen die Arme entgegen. Nur der goldene Fingerreif mit dem eingeätzten Herzen bewies ihm, daß er nicht geträumt hatte.

Man sagte ihm, daß niemand auf den Inseln rings um den Fjord wohne als Fischer, und auch die nicht zu dieser Jahreszeit, sondern nur zur Zeit des Fischfanges. Er führte Leute vor das Häuschen hin. Türen und Fenster waren zugenagelt. Sie sagten, es sei ihnen recht wohl bekannt, doch sei seit Menschengedenken keine lebende Seele darin gesehen worden. Es sei die Jagdhütte irgendeiner Herrschaft gewesen, die hier in der nächsten Stadt gewohnt habe, doch schon vor sehr langer Zeit nach dem Süden gezogen sei.

Der Mann ließ den Kopf hängen und sagte nichts.

Diese Gegend verließ er aber nicht wieder. In vielen Ländern wurde er erwartet und die Leute fragten: Wo mag er wohl sein, warum kommt er nicht mehr und gibt keine Konzerte?

Doch daheim berührte er keine Taste mehr, nahm keine Feder mehr in die Hand. Den ganzen Tag durchstreifte er die Hügel am Strande, und wenn er im Walde ging, blieb er vor jedem größeren Baume stehen und dachte: Wie, wenn sie hinter diesem versteckt wäre? und sprang plötzlich hinzu. Große, tiefe Wälder hatte er so schon durchwandert.

Die Leute sagten, er sei nicht recht im Kopf, denn sie hatten auch bemerkt, daß er sich abends oft in ein Boot setzte und hinausfuhr nach jener Insel, zu dem kleinen Häuschen, sich dort hinter einem Strauch versteckte und so auf der Lauer, am Boden kauernd, die ganze Nacht verbrachte. Doch sie lachten nicht über ihn, nur besorgt waren sie. Sie wußten nicht wes-

halb, aber keiner von ihnen hätte ihn anders anzurühren vermocht als behutsam, mit spitzen Fingern, wie damals der alte Gärtner.

So verging der Sommer und der Herbst. Als der Winter herankam und die Tannen bärtig und voll Reif wurden und starke Stürme den Fjord aufwühlten, verließen alle Leute den Badeort und auch er konnte nicht länger bleiben. So übersiedelte er in die nahe kleine Stadt, wo einst, vor langer Zeit, der Besitzer des Inselhäuschens gewohnt hatte.

Dort, in der Stadt, verfiel er später dem Trunke und der Ausschweifung. Man konnte ihn oftmals in branntweindunstigen, rauchigen, dunklen Hafenkneipen sehen, unter verwitterten, glotzäugigen Matrosen und geschminkten Mädchen.

Aber selbst die — warum, wußten sie nicht — wurden allemal stiller, so oft er sich zu ihnen setzte, und trieben es nicht so arg.

Eines Abends gab es draußen einen gewaltigen Schneesturm. Drinnen in der Schenke qualmten Weindunst und Pfeifenrauch um die beiden flackernden Öllämpchen, die den Rauch und die hier und dort auftauchenden breiten Lederhüte, struppigen Bärte, ungehobelten Tische, abgerissenen Kleider eben nur rotbraun färbten. Rohes Lachen, heiseres Kreischen herrschte in der Stube, draußen aber brauste der Sturm und rüttelte an den Fensterscheiben, während von fernher das Krachen der Eisschollen im zufrierenden Fjord herüberdröhnte.

Hier, in der Schenke, saß der Mann, seine Geliebte auf den Knieen.

— Gib mir den schönen goldenen Reif mit dem eingeätzten schwarzen Herzen — bat ihn das Mädchen.

— Ich sagte dir schon, ich geb' ihn dir nicht.

— Hat ihn dir vielleicht deine Ehefrau gegeben?

— Ja.

— Wie ist deine Frau? Erzähl mir doch!

— Ich weiß es nicht.

— Narr! — lachte das Mädchen.

Doch der Mann starrte totenbleich vor sich hin.

— So sei doch nicht schon wieder traurig, — sagte das Mädchen und begann ihn zu streicheln. Dann umschlang sie seinen Hals und drängte ihre Lippen zwischen die seinen.

Da krachte auf der Straße ein Schuß und das Fenster fiel klirrend in Scherben. Das geschminkte Mädchen auf den Knieen des Mannes schrie auf und brach tot zusammen. Auch die Kleider des Mannes waren voll Blut.

All das betrunkene Volk sprang erschrocken auf und wußte noch garnicht, was geschehen war. Er aber stand schon am Fenster, blickte starren Auges ins Dunkel und war völlig nüchtern.

Er stürzte hinaus. Den unbedeckten Kopf peitschte der Schneesturm und keine Menschenseele war zu sehen; dann aber, links, im Dunkel, schlug eine blaue Flamme auf. Ein Schuß krachte und die Kugel pfiff an seinem Ohr vorbei. Nach jener Richtung begann er zu laufen.

Hinter ihm gab es da schon ein großes Geschrei. Viele Leute liefen herbei und suchten den Mörder.

Er kam an die Stelle, wo der Schuß gefallen war. Ein langer Schlitten stand dort und davor der alte Schiffer, einer schwarzen Säule gleich, in der Hand noch die rauchende Flinte. Auf dem Bock saß ein junger Bursche, hinten im Korb aber lag auch jemand, unter Pelzen verborgen, aber er rührte sich. Vor den Schlitten waren acht große Hunde gespannt. Zwei lagen im Schnee, die anderen standen. Es war seltsam, daß der Mann dies so genau sehen konnte, denn alles geschah so schnell wie ein Fiebertraum.

Er wollte zum Schlittenkorb, doch der Alte ergriff ihn. Er warf ihm einen Pelz über, hob ihn auf und setzte ihn neben sich auf den mittleren Sitz. Der Bursche hieb auf die Hunde ein, heulend machten sie sich auf den Weg. Der aufgepflügte Schnee knisterte und spritzte unter den Schlittenkufen.

Hinter ihnen her tönte schon zorniges Schreien, manche Kugel pfiff über sie hinweg, Schlitten verfolgten sie.

Unter den Kufen spritzte und knisterte der aufgepflügte Schnee und bald erreichten sie das Ufer des Fjords. Die Hunde stutzten und stemmten winselnd die Vorderpfoten an, so daß der fliegende Schlitten in sie hineinfuhr, aber der Bursche hieb auf sie ein, daß sie einander bissen und wieder heulend dahinstürmten. Mitten hinein in den vereisten Fjord.

Dorthin folgten ihnen die anderen nicht. Man konnte nicht wissen, wie weit der Fjord zugefroren

war und ob der Schnee die übereinandergetürmten Eisschollen wohl schon genügend hoch zugedeckt hatte.

Ein paar Schreie noch, ein paar Schüsse, dann wurde es still, nur das abgerissene Keuchen der Hunde war zu hören. Manchmal gab noch eine herausragende Scholle dem Schlitten einen Ruck, ein Hund glitt aus und seine Krallen kratzten ins Eis, während er schleifte, und von fernher krachte der Eisgang draußen im Fjord.

Er stand auf und wollte sich umwenden und in den Schlittenkorb sehen, doch der Alte packte ihn rauh bei den Schultern, drückte ihn nieder und sah ihn mit Augen an, daß er sich nicht mehr zu rühren wagte. Er sagte auch kein Wort, sondern tat nur einen langen Schrei, dem die Hunde aufheulend Antwort gaben.

Er hörte ein leises Wimmern hinter sich.

Sie ist dort — dachte er. Vielleicht ist sie krank und kann nicht zu mir, kann mich nicht einmal sehen. Nur die Hand brauchte er auszustrecken, um sie zu erreichen. Er stützte die Ellbogen auf die Kniee und vergrub das Gesicht in den Händen.

Noch eine Stunde etwa sauste der Schlitten dahin. Der Atem der Hunde flog ihm voran wie eine weiße Wolke. Dann lief er das Ufer hinan.

Auf dem breiteren Wege standen die Weiden wie plumpe weiße Keulen im Schnee. Sie bogen in den buschumsäumten Pfad ein.

Wieder stand er in dem kleinen weißen Stübchen. Nun war es noch weißer, denn nur der Schnee

leuchtete herein. Der Alte schob ihn tiefer in die Stube, versperrte die Tür von außen, ohne auch nur die Lampe anzuzünden, als hätte er große Eile.

Im Zimmer nebenan aber hörte er ein geschäftiges Hinundher und das klagende Stöhnen der Frau. — Sie ist krank — dachte er.

Er trommelte nicht an die Tür und rief auch nicht, denn er wußte, es war vergeblich, sondern warf sich nur zu Boden und biß in die Diele.

Später sah er Schreckgespenster im Dunkeln. Da setzte er sich nach langer Zeit zum ersten Male wieder ans Klavier, um nicht wahnsinnig zu werden.

Wer gehört hätte, was er spielte, wäre sein Lebtag nicht wieder froh geworden.

Leise ertönte dann auch die Stimme jenseits der Wand. Das Spiel des Mannes schlang sich um sie. In der Luft umarmten sie einander und so verschmelzend flogen sie in die Nacht hinaus, als wüßten sie schon, auf welchen Stern.

Mit einem matten Schrei verstummte die Frau. Ein grauenvolles, erstarrendes Schweigen strömte zu dem Manne ins Zimmer herein. Es umwirbelte ihn, überflutete ihn, warf ihn nieder und mit keinem einzigen Zucken wagte er es, sich zu wehren. Er wurde ohnmächtig.

Am nächsten Tage bemühte sich der alte Schiffer um ihn. Er war schon bei Bewußtsein, doch er wollte die Augen nicht öffnen. Endlich half ihm der Alte auf, faßte ihn unter den Arm, wie es seine Gewohnheit war, und führte ihn hinaus.

Ein reiner, silberdunstiger, kalter Morgen tagte draußen. Blutrot ging die Sonne auf. Der Alte führte ihn durch den kleinen Garten, dann rechts auf einen Hügel. Weit hinaus konnte man von dort sehen. Über den Fjord hinweg die ganze schimmernde, in Nebel verschwindende weiße Unendlichkeit. Blutrot ging die Sonne auf und in blasser Rosenröte blühte das ganze ungeheure Schneefeld.

Auf dem Hügel war ein frischgeschaufeltes Grab. Ein schwarzer Stein stand zu Häupten, doch trug er weder Namen noch Worte. Weiß wie die Schrift auf Schiefertafeln waren Notenlinien darauf eingegraben und Notenzeichen.

Jenes Lied: ihrer beider Lied.




DER
HEILIGE
RÄUBER
K





OR LANGER Zeit, im Jahre 1447 nach der Geburt unseres Herrn Jesus Christus (gelobt sei sein Name!), begab es sich in der guten Stadt Erlau, daß St. Florian der Feuerlöscher frevlen Raubes vor Gericht angeklagt war, daß aber mit Gottes Hilfe allsogleich wieder seine Unschuld offenkundig bezeugt wurde. Und zwar ist dieses nicht eine jener gottlosen Fabeln, in welchen gewisse Leute sich nicht scheuen, den Heiligen allerhand ausgelassene Streiche anzuhängen, sondern eine wirkliche und wahrhaftige Begebenheit, von der ein eidlich erhärtetes Schriftstück erzählt, wohlverwahrt im Archiv des Erzbischofs von Erlau, und dort für jedermann zu lesen, wie folgt:

In jener Zeit lebte in der Stadt Erlau ein Ehepaar, wegen seiner Frömmigkeit von der ganzen Gemeinde hochgeehrt: Martin Csebrek, Selchermeister, und sein ihm angetrautes Eheweib Esther Ökrös aus Nagy-Kálló. Dieser Csebrek war ein überaus dicker und stattlicher Mann von heiterer Gemütsart. Esther Ökrös

war gleichfalls dick und stattlich, aber ernsten Sinnes. Ein Kindlein hatte ihnen der liebe Gott nicht geschenkt und so waren sie mit ihrer Liebe, welche stecken geblieben war in ihrem Herzen, für sich allein, damit eines das andere liebe. Und so wird denn auch berichtet, daß Martin Csebrek seine Ehefrau Esther Ökrös aus Nagy-Kálló niemals geschlagen hat. Das ist sehr lobenswert, zumal es selbst in der frömmsten Liebe ohne ein klein wenig Zank nicht abgeht. Auch beim Selchermeister gab es Streitigkeiten, aber immer nur um ein einziges Ding: um die Heiligen. Martin Csebrek war gewiß kein gottloser Mensch und ging jeden heiligen Sonntag zur Kirche, wie er denn auch die Beichte und die heilige Kommunion niemals zu lange hinausschob. Es war nur darum, daß er die Heiligen nicht nach Gebühr verehren mochte, denn als spaßliebender Mensch erlaubte er sich seine Spässe auch mit den Heiligen, deren schöne, geschnitzte Bilder über allen Toren Erlaus prangten, nur eben über dem Tor des Selchermeisters nicht, das dergestalt bildlos war. Darüber verfiel das Herz der Esther Ökrös oft in Bitternis, war sie doch eine fromme Christin, die nicht nur alle Tage zur Frühmesse ging, sondern auch die Heiligen häufig in inbrünstigen Gebeten zu Hilfe rief und ihnen mit dankerfülltem Herzen schöne Kerzen und Opferkränze darbrachte. Vor allen übrigen Heiligen jedoch war ihr ein kleiner heiliger Florian teuer. Sankt Florian, der Feuerlöscher, den Esther Ökrös aus Nagy-Kálló so sehr liebte, war ein kleiner, geschnitzter Heiliger,

etwas über einen Fuß hoch und stand am anderen Ende der Stadt, dort wo der Weg den Bogen nach Szántó zu macht.

Er stand in der Höhlung einer alten hohlen Buche. Und obwohl dieser Baum sehr weit entfernt vom Hause des Selchermeisters war, ließ es sich doch Frau Esther nicht nehmen, Tag für Tag vor die Stadt zum heiligen Florian zu wandern und von ihm sich Trost für ihr Herz zu holen, denn man brauchte ihn nur anzusehen und schon zog einem Seligkeit ins Herz hinein. Der heilige Florian trug einen goldenen Helm und einen goldenen Küraß. Und in der rechten Hand hielt er eine Lanze mit goldener Spitze und vom linken Arm hing ihm ein kleiner goldener Eimer. Aber auch seine nackten und fleischigen kleinen Kniee strafften sich so kräftig und schwollen so glänzend unter seinem roten Mantelsaum hervor, daß Frau Esthers Herz in mächtigem Vertrauen schwoll, so oft sie sich der Betrachtung ihres himmlischen kleinen Schutzhelden hingab.

Martin Csebrek, den Selchermeister, aber verdrossen diese langen und häufigen Wanderungen seiner Ehefrau; es verdroß ihn, daß sie allmorgendlich bis zur Szántóer Maut hinauswanderte, um den heiligen Florian zu betrachten, denn es geschah oft, daß deswegen die Suppe verspätet auf den Tisch kam. Trotzdem schlug Csebrek auch nicht ein einzigesmal seine Frau, was die Nachbarleute mit ihrem Eid bezeugten.

Nun aber geschah es eines Donnerstags, daß Frau Esther vor dem Spiegel ihre Haube zurechtrückte,

um auf den Markt zu gehen. Sie hatte es eilig, denn sie hatte sich draußen beim heiligen Florian ein bißchen verweilt und es ging schon auf Mittag. Während nun also Frau Esther in ihren Spiegel blickt, sieht sie darin ihren Mann, Martin Csebrek, und er hat einen großen Sack unter dem Arm und will eben hinausgehen.

— Wohin wollt Ihr mit dem großen Sack? — fragt sie in den Spiegel hinein.

— Ich geh halt irgendwohin — antwortet Martin Csebrek in den Spiegel zurück. Aber seltsam klang sie schon, die Antwort. — Ich seh mich um ein Ferkel um — sagte er dann und lachte. Aber seltsam klang es schon, das Lachen.

Und weg war er. Als jedoch Esther Ökrös an diesem Tag (es war ein Donnerstag, der Tag der heiligen Anna) vom Markte nach Hause kam — sie hatte dort Gurken gekauft, denn der Gurken wegen war sie vor allem auf den Markt gegangen: — kaum tritt sie in das Zimmer, da sieht sie auch schon den kleinen Sankt Florian, den Feuerlöscher, in einem Winkel auf einer kleinen Kiste stehen. Wirklich und wahrhaftig, er selbst war es, er, der bis zu dieser Stunde in der Höhlung der hohlen Buche an dem Wege nach Szántó geprangt hatte. In ihrem Schrecken tastete sie ihn sogar mit den Händen ab, denn sie traute ihren Augen nicht, aber er war es leibhaftig. Er hatte den großen goldenen Helm auf dem Kopf, hatte den goldenen Küraß an, in der Rechten hielt er die Lanze mit der Goldspitze, in der

Linken den kleinen Eimer aus Gold. Seine nackten, fleischigen Knielein aber schienen stark und zutraulich zu lächeln, so daß davon das Gottvertrauen im Herzen der Frau Esther Ökrös mächtig anschwoll. Und schon rief sie ihren Ehemann mit großem Geschrei:

— Csebrek! Csebrek! Kommt schnell herein, ein Wunder ist in unserem Haus geschehen!

Meister Csebrek kam herein und lächelte unter seinem großen Schnauzbart. Aber seltsam war es schon, das Lächeln.

— Siehst du nun, meine liebe Ehefrau Esther Ökrös — sprach er. — Ein Wunder ist in unserem Hause geschehen. Auch ich war heute vormittag draußen bei der Buche und bat den heiligen Florian, er möge näher zu unserem Hause übersiedeln, denn dein frommes Herz sehne sich Tag für Tag nach ihm und darum komme die Suppe oft spät auf den Tisch. Und siehst du nun, wie der heilige Florian mein Gebet erhört hat? — So sprach Martin Csebrek und lächelte.

Aus Frau Esthers Augen aber stürzten Tränen und zum Dank und vor Erschütterung warf sie sich sogleich vor dem kleinen Heiligen auf die Kniee und bedeckte, vor Glückseligkeit weinend, seine kleinen, hübschen Beine mit ihren Küssen. Dann zündete sie vor ihm ein Licht an, stellte alle ihre Kerzlein rings um ihn auf und dann erst begann sie zu kochen.

Die Seligkeit der Esther Ökrös sollte jedoch nicht lange dauern, denn von den Gurken, die sie an jenem

Donnerstag mit Rahm und Paprika, zubereitet hatte, führte sich ihr Ehemann eine so reichliche Portion zu Gemüte (denn er liebte Gurken über alles), daß er bald ein heftiges Zwicken und Grimmen im Bauch davon verspürte und kurz darauf vom Fieberfrost geschüttelt ward. Er wurde krank und mußte das Bett hüten. Das war nun für Esther Csebrek aus Nagy-Kálló ein großer Schreck, denn sie liebte treu ihren angetrauten Gatten. Sie hegte und pflegte ihn, wie nur eine gute Ehefrau ihren kranken Mann hegen und pflegen kann. Sie rührte sich nicht von seinem Bett. Ja, sie versäumte sogar die heilige Frühmesse und selbst um den kleinen Sankt Florian kümmerte sie sich nicht viel in ihrer Angst, obschon dieser nun nah genug Wache hielt und sein braunes Holzgesichtchen streng in Selchermeisters Stube blickte. Das nützte nichts und Csebrek ging es mit jedem Tag elender; ihm halfen weder die Nachtwachen der Frau Esther, noch die Aderlässe des Baders. Und es verließ ihn seine schöne Stattlichkeit und er wurde so mager wie irgendein elender Schneidergeselle. Aber auch darin folgte ihm seine treue Ehehälfte Esther Ökrös aus Nagy-Kálló nach, und von dem vielen Wachen und Weinen wurde sie so bleich und so mager, daß jeder Wind sie fortwehen konnte. Vordem aber waren beide schön dick und stattlich gewesen. Man glaubte schon, des Selchermeisters letzte Stunde habe geschlagen, als er (Frau Esther kniete eben weinend vor seinem Bett) mit leiser Stimme also zu sprechen begann:

— Meine liebe Frau Esther Ökrös, nicht der Hölle wegen fürchte ich den Tod und auch nicht wegen des Fegefeuers, denn mein Herz ist rein vor dem lieben Gott. Meine Würste waren gut und im ganzen Komitat berühmt und auch vor den Armen habe ich meine Türe nicht verschlossen. Und habe ich auch eine große Sünde begangen, so wollte ich damit doch niemandem schaden, weder dem heiligen Florian, noch dir.

— Vielmehr wollte ich, daß Friede in mein Haus einziehe und wir beide uns nicht streiten mögen, weder wegen des heiligen Feuerlöschers, noch wegen der Suppe, wenn sie zu spät auf den Tisch kommt. Denn wir beide haben uns treu geliebt wie zwei Turteltauben. Und deswegen fällt es meinem Herzen so schwer, von dir zu scheiden, und ich bitte Gott, daß ich noch mit dir leben dürfe. Glaubst du, meine liebe Frau, daß der heilige Florian mir meine Sünde vergeben wird? Glaubst du, daß er mir hilft, wenn du zu ihm um Gnade flehst, um deines Gebets und um deiner Frömmigkeit willen, mit der du ihn immer verehrt hast? Denn siehe, ich sage dir, niemals wollte ich dich ihm abspenstig machen. Ach, wenn die Buche nur nicht so weit draußen gewesen wäre! Ich bitte dich, meine liebe Frau, flehe seine Hilfe herab in inbrünstigem Gebet, denn siehst du, meine schöne Stattlichkeit ist dahin und mager bin ich schon wie ein elender Schneidergesell. Wahrlich, keiner kann mich nunmehr vom Tode erlösen, nur er allein. Geh, meine liebe Frau, flehe zu ihm, denn für deine vielen schönen Gebete, Kerzen und Blumen wird er mich noch bei dir lassen.

Also sprach Martin Csebrek, und nachdem er gesprochen hatte, sank er auf die Polster zurück, als sei kein Leben mehr in ihm. Zu Tode erschrocken, sprang Frau Esther auf, lief zum kleinen hölzernen Florian Feuerlöscher und mit verzweifeltem, heiß aufwallendem Glauben warf sie sich vor ihn hin. Mit wehem, zitterndem Herzen betete und flehte sie zu dem kleinen, goldstrahlenden himmlischen Helden, daß er ihrem Ehegatten seine gottlosen Spässe verzeihen möge.

Mit zitternden Händen umarmte sie seinen niedlichen Rumpf im Goldküraß, mit bebenden Lippen küßte sie seine fleischigen Schenkelchen, aus denen solch eine himmlische Kraft in ihr armes, vergrämtes Herz strahlte, als schwelle und kreise in ihm die Wärme starker, heiliger Kniee. Also flehte Esther Ökrös zu Sankt Florian dem Feuerlöscher, daß er ihr ihren Ehemann Martin Csebrek noch lassen möge.

Und siehe da, mit einemmal rührt sich der große goldene Helm auf dem Köpfchen des heiligen Florian, er rührt sich wirklich. Frau Esther kniete, aber sie sprang auf und zitterte am ganzen Leib wie Schweinesulz. Und siehe, der kleine Sankt Florian tritt von dem Kistchen. Er streckt die Lanze mit der Goldspitze als Stütze aus, als taste er hinab, ob dort schon Boden sei, und dann ist er unten. Und schon geht er mit langsamen Schritten schnurstracks auf das Bett des Selchermeisters Martin Csebrek zu. Sein Goldeimerchen baumelt, pendelt mit jedem Schritt an

seinen runden Knielein vorbei. Und jetzt ist er beim Bett angelangt. Dort liegt Martin Csebrek lang ausgestreckt, die Augen geschlossen. Ist er etwa schon tot? Esther Ökrös starrt sich die Augen aus: was mag nun noch kommen? Denn der kleine Sankt Florian reicht eben nur bis zum Bettrand hinauf, er ist eben nur einen Fuß hoch. Und siehe, der kleine Sankt Florian stellt sich auf die Zehen und streckt die Lanze mit der Goldspitze hoch hinauf. Und richtig erreicht er damit Martin Csebreks bleichen Mund. Da öffnet der Selchermeister plötzlich die Augen und schaut groß um sich. Er blickt in eine Flut von Licht, wie er sie nie zuvor geschaut hatte. Und da setzt sich Martin Csebrek auch schon auf in seinem Bett und lächelt mit so himmlischer Heiterkeit, wie er nie zuvor gelächelt hatte.

Als Esther Ökrös solches gewahr wurde, schrie sie vor Freude hell auf und ging zum Bett, ihren geliebten Ehegatten zu umarmen, der da vom Tode erstanden war. Doch Martin Csebrek schob sie mit dem Arm beiseite wie eine Fremde, und mit strahlendem Licht in den Augen und mit himmlischer Heiterkeit um den Mund stieg er vom Bett, ohne seiner Frau einen Blick zu gönnen.

Esther Ökrös aus Nagy-Kálló sprach mit traurigem Mut:

— Csebrek! Csebrek! Lieber, guter, teurer Mann! Der heilige Florian hat dich mir zurückgegeben. Auf meine schöne Bitte, auf mein inbrünstiges Gebet hat er dich vom Tod erlöst und nun gehst du ohne einen Blick an mir vorbei, wie an einer Fremden?

Martin Csebrek, Selchermeister, stand in der Mitte des Zimmers, aufrecht und mager, in seinem langen, weißen Hemd, wie eine Fahnenstange im Winde. Seine Lippen lächelten und gleich einem Tauben hörte er nicht einmal das Wehklagen seiner Frau.

Und siehe, da machte sich der kleine hölzerne Florian wieder auf den Weg. Er setzte wahrhaftig Fuß vor Fuß und schritt strengen Schrittes mit seiner Lanze und seinem Goldeimer durch das Zimmer, der Türe zu. Martin Csebrek, Selchermeister, aber brach ebenfalls auf und folgte dem kleinen Sankt Florian. Esther Ökrös starrte ihnen nach. Was mochte nun geschehen? Und sie sah, daß die Türe sich auftat und durch die geöffnete Tür ins Freie hinaustraten zuerst der kleine Sankt Florian und gleich nach ihm Martin Csebrek, ihr angetrauter Ehegatte. Mit offenem Munde starrte sie ihnen noch nach, wie sie über den Hof schritten und durch das große Tor auf die Straße hinaustraten. Da ermannte sie sich und stürzte ihnen nach. Sie gehen schon mitten auf der Straße fürbaß. Vorne geht der kleine heilige Florian mit dem großen Goldhelm und dem baumelnden Goldeimerchen und auf der Ferse folgt ihm Selchermeister Martin Csebrek, barfuß und bloßhäuptig, im langen weißen Hemd, wie er vom Bett sich erhoben hatte. So trotteten die beiden die Straße hinunter. Die Sonne schien stark herab, und der goldene Küraß des kleinen heiligen Florian sprühte Funken, wie Feuer. Unter den harten Tritten seiner Sohlen wirbelte Goldstaub empor und seine Lanze

setzte er als Wanderstab vor sich hin, wie die fahrenden Gesellen es tun.

Esther Ökrös aus Nagy-Kálló lief ihnen mit lautem Wehgeschrei auf der Straße nach.

— Csebrek! Csebrek! Herzliebster! Teuerer Mann! In Liebe sind wir miteinander dick geworden, in Treue miteinander mager geworden. Ich habe für dich gebetet, mit meinem Flehen habe ich dich vom Tode ausgelöst. Und du verläßt mich, Csebrek?

Doch Martin Csebrek, der Selchermeister, schritt nur immer weiter, erhobenen Hauptes, die große Helligkeit im Blick und die Wehklagen seiner angetrauten Frau gleich einem Tauben überhörend. Sein zerzaustes Haar und sein langes weißes Hemd, alles noch, wie er sich gerade vom Bette erhoben hatte, flatterten im Wind und die Erlauer strömten scharenweis auf die Straße, das Wunder zu schauen.

Und siehe, da kam der kleine heilige Florian an die Pforte des Klosters, das an dem Weg nach Szántó liegt. Und gleich nach ihm kam auch Martin Csebrek dort an. Da erhob der kleine Sankt Florian seine Lanze mit der Goldspitze und berührte damit das Schloß an der Pforte. Sofort sprang sie auf und siehe, sie kehrten ins Kloster ein. Vorne schritt der kleine Sankt Florian, nach ihm kam Meister Martin Csebrek mit dem himmlisch-heiteren Lächeln, aber nach seiner angetrauten Gattin blickte er sich gar nicht um, als sei es eine Fremde, die hinter ihm schritt.

Esther Ökrös aus Nagy-Kálló war ihnen mit lautem Wehgeschrei nachgerannt und wollte hinter ihnen

ins Kloster eindringen, aber da stellten sich ihr die schwarzen Brüder in den Weg und sprachen: Apage! Hebe dich hinweg, du Weib, von der heiligen Schwelle des Klosters! Vieles Volk sah das, das sich auf der Straße drängte. Da lief Esther Ökrös aus Nagy-Kálló mit lautem Weinen und Wehgeschrei nach Hause und trat in das Zimmer, wo vordem der kleine Sankt Florian auf der Kiste gestanden und Martin Csebrek in seinem Bett gelegen hatte. Und siehe, da gewahrte sie den kleinen Sankt Florian, der wieder auf dem Kistchen stand, aber Martin Csebrek, der Selchermeister, lag nun nicht mehr in seinem Bett. Darüber geriet Esther Ökrös aus Nagy-Kálló in furchtbare Wut und rief:

— Hei, du nichtsnutziger Heiliger, du Schwindelheiliger du! Dazu also hast du dich heimlich in unser Haus geschlichen? Und so lohnst du die vielen schönen Gebete mir? Daß du, wie ein Räuber, meinen teuren Mann Martin Csebrek raubst? Denn nicht für mich, nur für dich allein hast du ihn vom Tode ausgelöst. Du Räuber, du heiliger Räuber du!

Und also sprechend ergriff sie das große Metzgerbeil, das an der Wand hing.

— Hei, du Räuber, du heiliger Räuber!

Sprach's und spaltete den schönen Goldhelm mit dem großen Metzgerbeil entzwei.

— Wirst kein armes Frauenzimmer mehr betören!

Schrie's und spaltete seinen Rumpf im Goldküraß mit dem großen Metzgerbeil entzwei.

— So! So! Da hast du's! Und da! Und noch! Für meine schönen Gebete, für meine heißen Küsse, für meine heißen Tränen, für mein gebrochenes Herz!

Schluchzte es und hantierte wie besessen mit dem Beil herum und Späne und goldene Splitter flogen wild durch das Zimmer.

Viele Erlauer aber, die ihr auf der Straße nachgerannt und auch in den Hof hineingeströmt waren, sahen das. Da hielt Esther Ökrös aus Nagy-Kálló in der Mitte des Zimmers in ihrem Werk inne, ließ das große Metzgerbeil sinken und blickte um sich. Strich sich mit der Hand das Haar zurecht und ging mitten durch all die vielen Leute auf ihrem Hof hindurch, geraden Wegs zum Bischof, der da wohnte in Erlau; und zahlreiches Volk folgte ihr dahin.

Der Bischof war ein alter Mann und ein heiliger Mann und sein Herz verstand sich auf Herzen. Esther Ökrös aus Nagy-Kálló, Eheweib des Selchermeisters Martin Csebrek aus Erlau, warf sich weinend vor ihm nieder:

— Heiliger Vater, ich habe schwer gesündigt, ich habe den kleinen Sankt Florian erschlagen mit dem Metzgerbeil, das an der Wand hängt. Aber wahrlich, ich sage dir, er hat mein Vertrauen getäuscht, geraubt hat er mir meinen angetrauten Ehemann, welches ich nicht verdient habe.

Und weinend erzählte Esther Ökrös aus Nagy-Kálló dem Bischof die Begebenheit, alles, so wie es geschehen war.

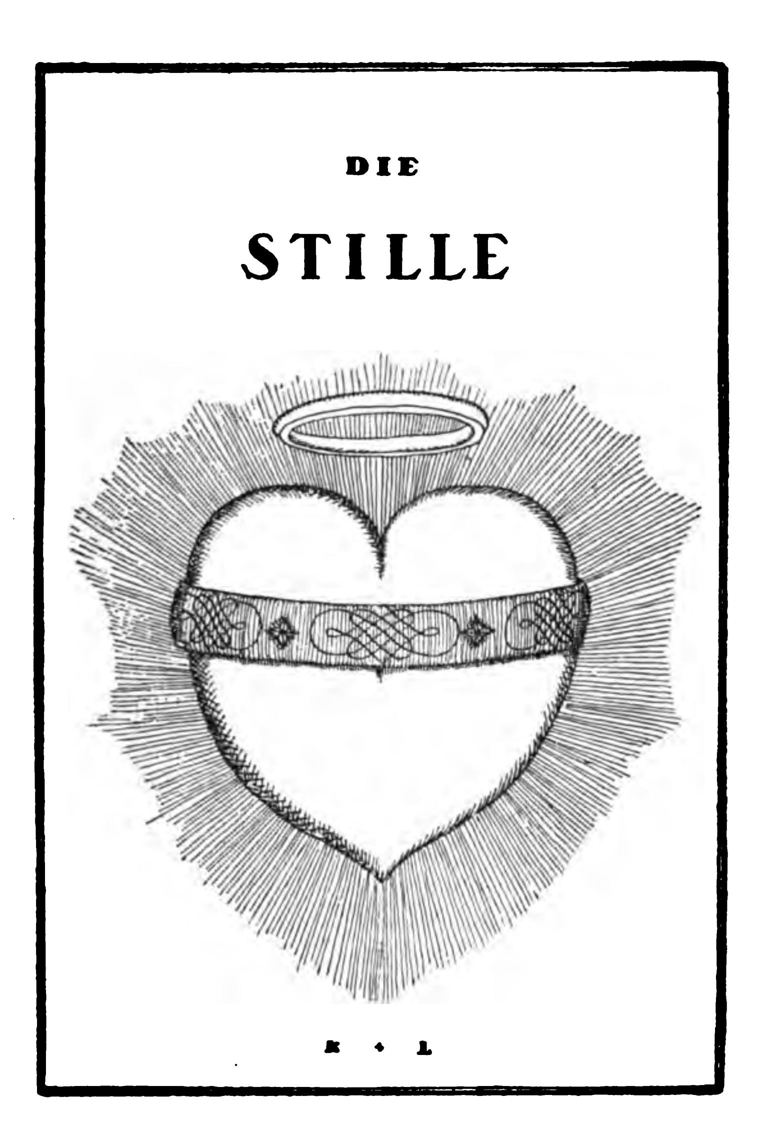
— Dieses tat er mir an — klagte sie — obgleich ich ihn geliebt habe und Tag für Tag hinausgewandert bin zu ihm auf den Szántóer Weg, als er noch in der Höhlung der Buche wohnte, woher er dann durch Wunderkraft in mein Haus kam, wegen der Verspätung der Suppe.

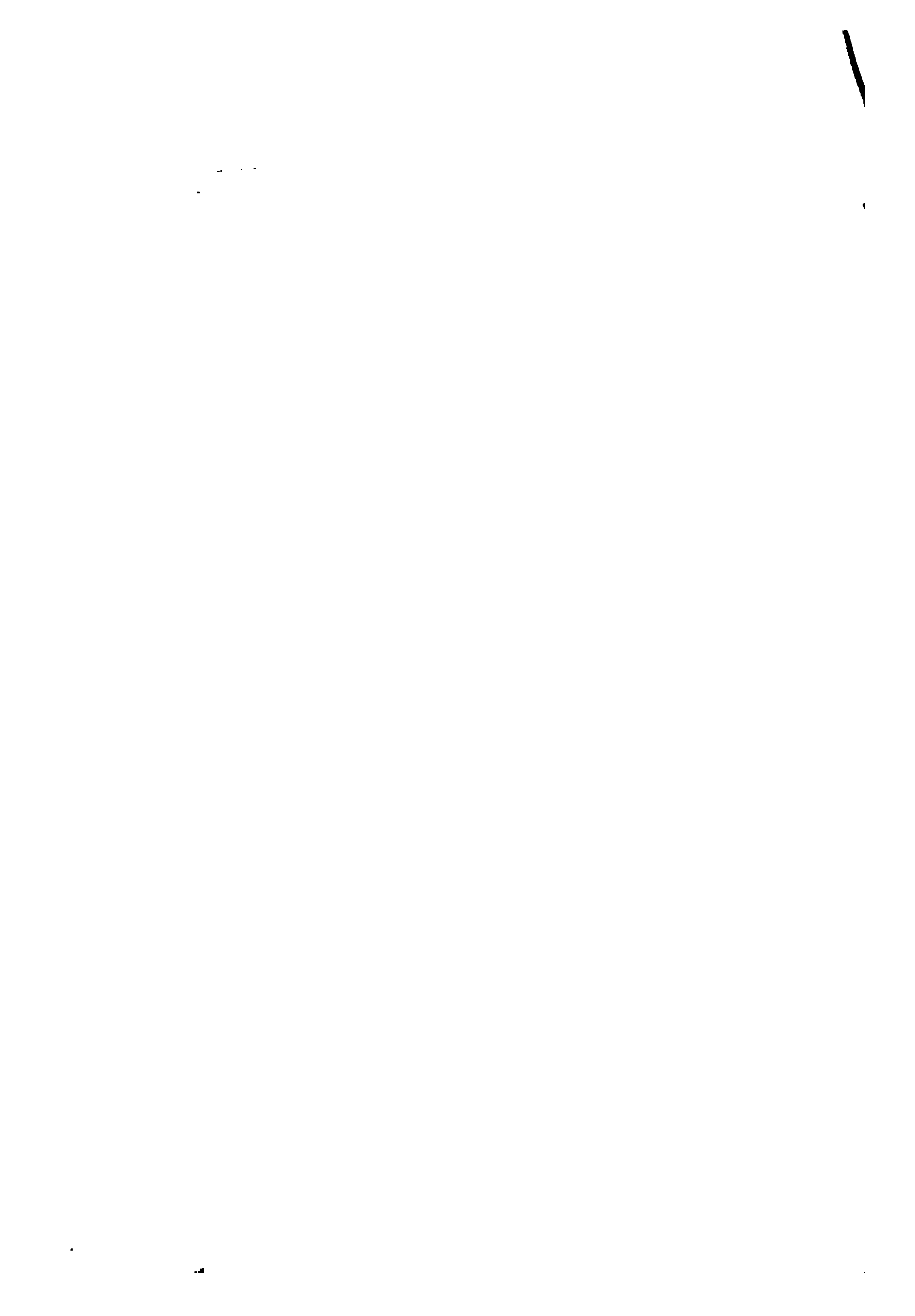
— Meine liebe Tochter, — antwortete der alte Bischof — mein Ohr hört deine Klage und mein Herz hört dein Weh, weil du ein rechtschaffenes Christenweib warst und nicht unbesorgt um dein Heil, sondern die Heiligen verehrt und vor allen dem heiligen Florian, dem Feuerlöscher, die Ehre gegeben hast, dessenungeachtet aber jetzt seinetwegen große Pein erleidest. Damit jedoch kein ungerechter Zorn in deinem Herzen aufwalle, hör mich jetzt an. Gerade am heutigen Tag ist Klage gegen deinen angetrauten Ehemann, Martin Csebrek, Selchermeister in Erlau, erhoben worden, er habe an jenem Morgen, da du das Wunder erlebt haben willst, Sankt Florian, den Feuerlöscher, aus der Höhlung der Buche am Szántóer Wege gestohlen und im Sack nach Hause getragen, was mehrere Zeugen unter Eid aussagen. Und deshalb sage ich dir: Sankt Florian, der Feuerlöscher, ist nicht kraft eines Wunders in dein Haus gekommen. Und siehst du, meine liebe Tochter, welch ein anderes Wunder die Gnade Gottes zur Erbauung aller und zur Kräftigung des Glaubens in trägen Herzen nun hat geschehen lassen? Wahrlich, es ist geschehen, daß Sankt Florian, der Feuerlöscher, sich sein Recht verschafft und seinen eigenen Räuber geraubt hat

zur Ehre Gottes und zum Besten der heiligen Kirche. Amen!

Still weinend fügte sich darein Esther Ökrös aus Nagy-Kálló, die Frau des Selchermeisters. Dann aber folgte sie in der Trauer ihres Herzens dem Beispiel ihres Gatten und trat als Nonne in ein Kloster ein. Und obwohl sie noch viele Jahre lebte und die Heiligen eifrig verehrte, hütete sie sich fortab wohl, um ein Wunder zu beten.




DIE
STILLE
K ♦ L





IER oder dort...

Irgendwo droben im Schneegebirg, dessen Kamm in jungfräulichem Rosenrot lächelt, wenn der Abend sich aufmacht und hineinguckt in die Täler, irgendwo dort oben liegt ein tiefer Kessel und auf dessen tiefstem Grunde ein See, dem die Menschen in weitem Bogen ausweichen, denn Feen hausen auf jenem Berg. Der See aber liegt gerade in der Mitte und in seiner Tiefe wohnt die Stille.

Starrende Felsen fangen die ziehenden Wolken auf, damit man den Laut ihres Schattens im Tal nicht vernehme. Unten aber umringen bärtige alte Tannen den See, schwere grüne Vorhänge in den ausgebreiteten Armen, die klingenden Sonnenstrahlen darin aufzufangen. Keine Welle kräuselt jemals den See und nie trifft ihn ein Sonnenstrahl, außer am prallen Mittag, wenn die Uhr der Welt für einen Augenblick stillesteht. Dunkel veilchenfarben ist der Spiegel des Sees, aber von seinem Grunde steigt ein stilles Purpurglühen empor, denn dort unten steht der herrliche, große Palast aus roten Korallen.

In diesem Palast wohnt die Stille, seitdem die Welt steht. Das ist die schönste und jüngste unter den Feen, denn sie lebt länger als alle anderen und Gott war noch ganz jung, als er sie schuf.

Manchmal nun steigt die Stille aus dem See und kommt auf Fußspitzen ins Menschenland. Kein Grashalm beugt sich unter ihrem Tritt, und wo sie geht, dort braust der Wald nicht mehr, der Bach verstummt und die Käfer hören auf zu summen. Das Vieh auf der Weide starrt unbeweglich vor sich hin, damit die Glocke an seinem Halse nicht erklinge, und der Hund legt seinen Kopf zwischen die Vorderpfoten.

Nun, und als sie einmal an einem düsteren Abend so umherwanderte, kam sie an den Rand des Waldes. Siehe, da stand eine kleine strohgedeckte Hütte und ihr Fenster war eben hell geworden. Sie schlich sich an das Häuschen heran, spähte erst umher und guckte dann zum Fenster hinein. Eine Bauernstube sah sie drin, niedrig, mit Querbalken an der Decke, eine kranke alte Frau auf einem Strohlager und einen halbwüchsigen Burschen, der mit aufgestützten Armen am Tische saß und ins Talglicht starrte.

Das Auge der Fee blieb an ihm haften. Es war ein storchbeiniger, magerer, unbeholfener Bursche, so ein Blasser, dem der Mund sich zusammenpreßt und dessen große braune Augen hin und her gehen, als fürchte er sich vor etwas.

Nun, der Bursche wurde auch bald unruhig. Er stand auf und blickte unsicher nach dem Fenster.

— Was hast du, mein Kind? — fragte leise die Kranke. Denn das Sprechen machte ihr Mühe.

— Wie still es draußen geworden ist, Mutter.

— Ich wollte, die Stille käme auch zu uns herein.

Der Bursche fuhr zusammen und sah sich erschrocken im Zimmer um: — Wie laut unsere Uhr tickt!

Sie lauschten dem unruhigen Ticken der Uhr.

Dann sagte die alte Frau:

— Peter, mein Sohn, geh in den Wald und hol ein Bündel Reisig, denn mich friert.

— Ach Mutter — versetzte der Bursche erschauernd — es ist so furchtbar still dort draußen.

— Tu mir die Liebe, lieber Sohn. Es geht ja doch schon zu Ende mit mir.

Nun, so ging also der Bursche aus der Stube, dann begann er zu laufen, als wären Wölfe hinter ihm her, und hielt kein einzigesmal bis zum Walde. Auch dort noch brach er das Reisig keuchend, mit großem Lärm, hüstelte und pfiff dazu und hätte sich nicht um die Welt im Dunkel umgesehen. Doch als er schon gut einen Armvoll beisammen hatte und nun damit hätte heimgehen sollen, kam ihm mit einem Male seine alte Mutter in den Sinn. Da ließ er das Reisigbündel fallen, setzte sich auf einen Baumstumpf, ließ den Kopf auf die Kniee sinken und weinte. So lange weinte und weinte er, bis er mit einem Male ein großes, weiches, gutes Gefühl in der Brust hatte. Peter erschrak: wie konnte es wohltun, die Mutter zu beweinen? Erschrocken

sprang er vom Baumstumpf auf, als hätte ihn jemand angerührt. Siehe, da stand die Fee vor ihm.

— Peter, ist dir wohl bei mir?

Entsetzt blickte Peter in die veilchenfarbenen großen Augen, aus deren Grund ein stilles Glühen emporstieg. Von dort sprachen klare Worte zu ihm. Denn die Lippen der Fee hatten sich nicht geöffnet und ihre Stimme hörte man nicht.

— Peter, ist dir wohl bei mir?

— Ja — stammelte der Bursche und drückte beide Hände an die Brust, wo er das große, weiche, gute Gefühl hatte.

— Bleib bei mir, Peter . . .

— Meine Mutter ist krank und friert — stöhnte da der Bursche auf.

— Bleib bei mir, Peter, ich liebe dich.

— Meine Mutter ist krank und friert — klagte Peter schon schwächer und plötzlich sah er, wie das Häuschen mit seiner Mutter darin und ringsum die ganze Gegend fortzugleiten begann und in der Ferne versank. Da streckte er den Arm aus, als wollte er danach greifen.

— Mutter — stöhnte er auf und begann mit dem Reisig heimzurennen so rasch ihn seine Füße trugen.

Die Fee blickte ihm lächelnd nach.

Peter sprach kein Wort zu seiner Mutter, warf nur das Reisig neben den Herd und begann Feuer zu machen.

— Machst du aber einen Lärm, mein Sohn — sagte die alte Frau. — Was hast du denn? Auch deine

Augen blicken so starr, als hättest du ein Wunder geschaut.

Peter errötete, blieb aber stumm.

— Komm her, mein Kind, ich will Abschied von dir nehmen, denn meine Stunde hat geschlagen und morgen ziehst du auf die Wanderschaft. Siehst du dort den Sack über dem Ofen? In dem geht das alte Brot nicht aus, ehe du neues gefunden hast. Doch ich hinterlasse dir noch einen weit größeren Schatz. Denn schlimmer als Hunger ist Verlassenheit.

Die Frau seufzte, denn das Reden hatte sie ermüdet. Dann fuhr sie fort: — Sieh hier den Ring an meinem Finger — steck ihn dir an.

Peter stöhnte auf: — Mutter, der Ring am Finger tut mir weh. So weh, als wär mir ums Herz ein Reif geschmiedet.

— Ich weiß, mein Sohn, daß es wehtut, aber ertrag es nur, denn dies ist der Wahlring. Den wirst du jetzt nicht eher los, bis du ihn nicht dem Wesen an den Finger steckst, das du mehr liebst als alles in der Welt. Solange trägst du den Ring an der Hand, den Reif um das Herz. Doch wenn du ihn dem Wesen an den Finger steckst, das du mehr liebst als alles in der Welt, dann wirst du nie mehr verlassen sein, dann kannst du es nimmermehr verlieren.

Wieder ruhte die Frau ein wenig aus vom Sprechen.

— Doch achte wohl, mein Sohn, wem du ihn gibst, denn das ist der Wahlring. Wenn du ihn nicht dem Wesen gibst, das du am meisten liebst, wenn du ein

anderes wählst, dann schneidest du ihm das Leben ab und der Ring an deiner Hand, der Reif um dein Herz ist wieder da. So ist es um diesen Ring bestellt.

Die alte Frau sank ins Stroh zurück. Gott segne dich, mein Sohn — und sie schloß die Augen.

Da warf sich Peter über seine Mutter und beschwor sie entsetzt: Ich will den Sack nicht haben, Mutter. Ich fürchte mich vor der Stille.

Die alte Frau lächelte mit geschlossenen Augen: — Du fürchtest dich?

— Lasst mich nicht allein, liebe Mutter. Ich habe ja doch nur Euch am liebsten in der Welt!

Die alte Frau lächelte noch immer mit geschlossenen Augen und schüttelte den Kopf.

— Doch, doch — schrie Peter heftig und wurde ganz rot im Gesicht. — Liebe Mutter, verlaßt mich nicht! — Damit riß er sich den Ring vom Finger und steckte ihn der Mutter an.

Die alte Frau lächelte noch immer mit geschlossenen Augen und rührte sich nicht mehr.

Es wurde sehr still in der Stube. Die Uhr blieb stehen, das Feuer im Herde verglomm und auch die Flamme des Talglichts flackerte nicht mehr, ganz als wäre sie erfroren.

Peter sprang auf und starrte nach der Tür: es war ihm, als sei jemand eingetreten. Da schaute er schwankend und furchtsam wieder das Gesicht seiner Mutter an. Nie hatte er noch ein so klares, friedliches Lächeln darauf gesehen. Der Reif um sein

Herz zog sich enger zusammon. Die Fee saß am Bettrand, sie streichelte mit ihrer zarten Hand die weiße Stirn der Toten und lächelte Peter zu:

— Du hast schlecht gewählt, Peter. Gib mir den Ring.

Der Bursche sah entsetzt nach seiner Hand: siehe da war der Ring. Er schrie auf und stürzte aus dem Zimmer. Den Brotsack ließ er an der Wand, auch die Tür ließ er offen. Die Erde flog nur so unter seinen langen, mageren Füssen: quer über die Wiese, dann hinein in den Wald! Die Eulen flatterten kreischend vor ihm auf und zischend züngelten die getretenen Schlangen nach ihm. Der Mond schien ins Dickicht herein und Silberflecke fielen wie Strahlennetze um ihn nieder und die wirren schwarzen Äste griffen nach ihm und wollten ihn festhalten. Aber Peter lief und lief. Er meinte, jemand liefe hinter ihm her, still, auf den Zehen, daß kein Grashalm sich bog.

Nun hatte der Reif ihm beinahe schon das Herz zerbrochen und die Kniee wankten ihm. Doch da graute endlich der Morgen und die Meisen begannen ihr Lied. Da wurde es Peter leichter. Bald kam er auf die Landstraße hinaus. Kalter Morgenwind schlug ihm ins Gesicht und von ferne hörte er Peitschenknallen. Auch davon wurde es Peter leichter. So setzte er sich also auf einen Meilenstein, um zu rasten.

Aufmerksam blickte er um sich und betrachtete angestrengt die Telegraphenstangen, den Turm des nahen Dorfes und die fernen Hügel. Sogar die Stirne zog er kraus, so angestrengt betrachtete er sie, den-

noch fiel ihm der gestrige Abend ein, und auf Telegraphenstangen, Kirchtürmen und fernen Hügeln erschien ihm das Lächeln der Fee.

Da hob er Kiesel auf und schleuderte sie gegen die eine Stange, um sie zu treffen. Vorsichtig zielte er und zählte dabei, wieviel von zehn die Stange trafen. Aber immer weniger trafen sie und schon begann ihn wieder Entsetzen zu packen, als er plötzlich hellen Gesang und das laute Spiel einer Harmonika näherkommen hörte.

Er sah in jene Richtung: nun, da kam ein stattlicher blonder Geselle daher, wacker ausschreitend, daß die Straße unter seinen Tritten nur so staubte. Peter fühlte sich schon gewaltig erleichtert, als er dem Musikanten nur eben ins lustige rote Gesicht geschaut hatte. Als der nun aber singend an ihm vorbeimarschierte, begann er wortlos, mit gesenktem Kopf, neben ihm herzuschreiten und hielt gleichen Schritt mit ihm nach dem Takt des Liedes.

Der blonde Bursche ging weiter. Auch das Lied unterbrach er nicht, sondern blinzelte nur seitwärts nach dem neuen Gefährten. Endlich sprach er: — Na, du mußt hübsch verzärtelt sein, daß dein Gesicht noch immer so blaß ist und die Zähne dir klappern!

— Ich bin nicht verzärtelt.

Peter merkte nur immer auf seine Stiefelspitzen und setzte schön einen Fuß vor den andern.

Nach kurzem begann der Blonde wieder:

— Wie heißt du denn, du Blaßgesicht?

— Peter.

— Nun, und ich heiße Paul. Kommst du mit mir?

— Ja.

Wortlos trabten sie eine Weile dahin, dann begann wieder der Musikant: — Bist ein gar stiller Geselle, Peter.

Da wurde Peter rot im Gesicht: — Was, ich soll ein stiller Geselle sein? — begann er laut zu schreien. — Gar nicht still bin ich! Ich nicht! — und er fuchtelte mit den langen mageren Armen herum. — Juchhe und Himmelkreuzdonnerwetter noch einmal! — Dann verstummte er plötzlich.

Der Musikant blickte ihn staunend an: — Na, ich will dich von jetzt an nur den wunderlichen Peter nennen, denn ein wunderlicher Kerl bist du. In Gott's Namen denn, — jedes Brot hat zwei Hälften, so komm drum mit mir auf die Wanderschaft.

Wortlos trabten sie wieder weiter. Leuchtend und warm stieg die Sonne hinter ihnen am Himmel empor, und die weiße Landstraße blendete so stark, daß sie immer in ihren eigenen, lang vor sie hingestreckten Schatten blicken mußten.

— Deiner ist länger als meiner — sagte Paul. — Er gleicht einer windschiefen Eidechse — und lachte dazu.

— Dein Schatten gleicht einer Schildkröte.

— Na, Peter, sing jetzt mit mir, wenn du wirklich kein Stiller bist.

Damit begann er auf der Harmonika zu spielen, doch sobald Peter zu singen anhub, fuhr er ihn an: — Brüll doch nicht so fürchterlich, hörst du, du verdirbst ja mein Lied!

Peter verstummte. Da sagte der andere: — Na, laß nur nicht gleich die Nase hängen, sobald man ein Wort sagt, hörst du! Komm, komm, du wunderlicher Peter.

So wanderten sie denn mitsammen weiter und gingen manche tüchtige Strecke Wegs. Der rotbackige Paul sang im Hofe der großen Häuser und spielte in kleinen Schenken auf seiner Harmonika zum Tanze auf und so verdienten sie sich ihr Brot. Bald hungerten sie, bald waren sie satt, oft sah ihnen ein Bauer von seiner Haustür nach und meinte: — Schade, daß zwei so tüchtige Gesellen herumvagabundieren. Nehmt lieber Dienst bei mir. — Aber sie hörten ihn gar nicht an.

Am liebsten weilte Peter in der Schenke, besonders am Sonntagabend, wenn es drinnen dröhnte und klirrte und ein Höllenlärm war. Paul saß auf einem großen Faß in der Ecke, zog die Harmonika und lachte und scherzte mit den Burschen. Peter aber stand neben ihm an die Wand gelehnt, unbeweglich.

— Laß die Wand nicht los, Kumpan, sonst fliegt sie um! rief man ihm von einem Tische zu. Dann ließ sich eine Stimme vernehmen: Hör einmal, Musikant, wo hast du das Blaßgesicht aufgegabelt? Seine Augen gehen so erschrocken im Kreise um, als flöge ihm eine Hummel um die Nase.

Doch da versetzte Paul: — Laßt meinen Gesellen in Ruhe, Leute, sonst habt ihr's mit mir zu tun!

Später setzte Peter sich schon zu den Burschen, um den Ring an seiner Hand, den Reifen um sein

Herz zu vergessen. Er war lauter als sie alle und trank viel, obgleich ihm der Wein rasch zu Kopf stieg. Paul, auf seinem Fasse oben, mußte über ihn lächeln.

Vom Tische rief man ihm zu: — Hör einmal, Musikant, dein Kumpan da ist ein wunderlicher Geselle. Lärm macht er, daß die Wände bersten, aber lächeln hat ihn noch keiner gesehen.

— Laßt gut sein! erwiderte Paul.

Sie waren gerade ein volles Jahr zusammen auf der Wanderschaft, als eines Sonntags, so um Mitternacht, ein kleiner Blatternarbiger mit schwarzen Augen Peter gegenüber am Tische saß.

Wortlos hockte er hinter dem Glase, daß sein Kinn beinahe den Tisch berührte. Eine Weile sah er sich Peter so an, wie der ganz außer Rand und Band war, dann sprach er endlich langsam zu ihm:

— Schrei und zapple du nicht gar so sehr. Schlecht paßt das Wirtshaus zu dir. Besser paßt für dich die Stille.

Dem Peter stieg das Blut zu Kopf. Er sprang vom Stuhl auf und gab dem Blatternarbigen einen Hieb.

Da wurde es still, daß vom nahen Röhricht das Kreischen der Nachtvögel herüberdrang.

Der Blatternarbige erhob sich langsam und trat zu Peter hin. Paul aber war leise von seinem Faß herabgeglitten. Der Blatternarbige faßte Peter am Wams: — Warum das, du Blaßgesicht? fragte er ruhig und hob die Faust.

Doch Paul stieß ihn mit der Schulter zur Seite: — Ich bin auch da, he!

Nun, da gab es ein mächtiges Geschrei. Alle Burschen gerieten durcheinander und es begann eine greuliche Prügelei. Peter sah staunend, mit hängenden Armen, zu, als ginge ihn das Ganze nichts an. Er wußte nicht einmal, wie er da hineingekommen war.

Doch mitten im Getümmel bemerkte er plötzlich, wie der Blatternarbige seinen Gesellen in die Brust stieß, so daß der zusammenbrach. Da sprang er mitten zwischen die Raufenden, als wären sie bloßes Gesträuch, hob Paul auf die Schulter, schlug mit den langen, mageren Armen um sich und bahnte sich einen Weg bis zur Tür, wie wenn man sich durchs Gestrüpp schlägt. Dann flugs hinaus in die Nacht.

Als es tagte, legte er ihn endlich neben einem Steinhaufen nieder. Doch man brauchte Paul nicht erst lang zu ermuntern. Als die helle Sonne ihm ins Antlitz schien, öffnete er sogleich die Augen. Zuerst griff er nach der Harmonika, ob der nichts geschehen sei. Dann erhob er sich, schüttelte den Staub von den Kleidern und sagte:

— So, das wäre erledigt, gehen wir.

So gingen sie also fürbaß. Herrlich wie ein goldener Drache stieg die Sonne empor. Aber Paul war schweigsam.

Peter sorgte sich um ihn. — Tut der Schlag noch weh? — fragte er endlich.

— Ich hab' ihn schon vergessen.

Peter ging mit kleinen Schritten und blickte unruhig nach rechts und links: — So sag doch was, oder singen wir ein Lied.

Er begann auch sogleich. Doch der Musikant unterbrach ihn:

— Still, Peter. Wozu das ewige Juchhe. Laß uns nur so nebeneinander hergehen.

So gingen sie also nur so nebeneinander her. Peter schien es, als käme jemand mit huschenden Schritten hinter ihnen gegangen, aber er wagte nicht, sich umzusehen.

Sie kamen in einen ungeheuren Wald.

— So — sagte Paul — laß uns hier am Grabenrand niedersitzen und Mittag halten. Schön blüht hier der rote Mohn.

Als sie sich nebeneinander niedergelassen hatten, fragte Peter mit gesenktem Blick: — Warum singst du und spaßt du nicht wie sonst?

Der Musikant blickte ihn lange an und erwiderte: — Weil mir in den Sinn kam, du wunderlicher Peter, daß wir beide Freunde sind.

Bei diesen Worten zog sich der Reif um Peters Herz so fest zusammen, daß er das Antlitz abwenden mußte. Sie schwiegen lange.

Dann hub Paul wieder zu sprechen an und sagte: — Was ist das doch für ein strahlender, leuchtender Tag! Kein Schatten regt sich, nicht einmal die Falter flattern. Jeder hat sich auf seine Blume niedergesetzt.

Da erhob sich Peter plötzlich und sah sich mit blinzelnden, unsicheren Augen um: — Wie klar man heute alles hört, — sagte er, aber so leise, daß Paul ihn kaum verstand, — man hört das Wagengerassel

im dritten Dorf und hört, wenn drin im Wald eine Eichel fällt. Als wäre die Welt aus Glas.

Dann schwiegen sie wieder lange.

Auf einmal fragte Paul: — Hörst du nicht eine Musik, als klängen hundert kleine und große Silberglocken?

— Nein — sagte Peter und blickte scheu den Musikanten an.

Gerade kam ein Bauer des Weges.

— Könnt Ihr mir nicht sagen, was das für ein Läuten ist, das ich im Walde höre?

— Na, wenn Ihr das hören könnt, dann seid Ihr ein besonderer Mensch.

— Was ist das für ein Geläute? — fragte Paul ungeduldig.

— Wird wohl der Grottenvater sein.

— Was ist das für ein Grottenvater?

— In der Mitte dieses ungeheuren Waldes liegt ein großer Berg, auf dessen Gipfel wohnt der Grottenvater!

— Würdet Ihr mir den Weg nicht zeigen?

— Geht Ihr nur immer dem Läuten nach, wenn Ihr es hören könnt. Ich gehe auch meines Weges. — Damit schob er den Schultersack zurecht und ging.

— Na, mein wunderlicher Peter, komm jetzt zum Grottenvater.

— Nein — nicht — gehen wir nicht! — stotterte Peter. — Es ist noch lang bis zur Stadt, laß uns weitergehen.

— Ich aber sage dir, ich gehe nicht weiter, bis ich diese Weise nicht gelernt habe. Und wenn du mich liebst, kommst du mit.

Bei diesen Worten zog sich der Reif um Peters Herz noch fester zusammen. So ging er also dem Musikanten nach.

Als sie schon recht tief drin im dichten, grünen Dickicht wanderten, fragte Paul:

— Na, du wunderlicher Peter, hörst du jetzt schon die Musik?

— Ja.

Endlich kamen sie zum Fuß eines hohen Berges.

— Da wollen wir hinaufklettern — sagte Paul. — Denn es tönt zu uns herab wie Orgelklang aus dem Chor der Kirche.

Mit Müh und Not konnten sie zwischen den steilen, scharfen Felsen emporklettern. Alle Augenblicke mußten sie halten, um zu rasten. Dann lauschte Paul wohl in die Runde, stand auf und sagte: — Komm, Peter, eilen wir.

Aber Peter sprach kein Wort.

Endlich erreichten sie eine kleine Felsplatte. Hohe, dunkle Steine standen zu beiden Seiten, drüben lag frei die sonnige Ebene. Hinter ihnen in der Felswand die Öffnung einer kühlen, schattigen, großen Höhle. Von dort kam die Musik.

Dorthin wandten sie sich also und traten ein in das Tor. Es war eine so ungeheure Tropfsteinhöhle, daß ihre Wölbung und ihr Hintergrund sich im Dunkel verloren. Hundert rosa und gelbe durchsichtige Tropfstein-

säulen, dünne und dicke, ragten vom Boden in die Finsternis der Kuppel empor. Inmitten aber stand der riesige Grottenvater. Sein weißes Haar fiel ihm auf beide Schultern. Sein weißer Bart war durch den Gürtel gezogen. Seine Augenbrauen waren so dicht, daß die Augensterne eben nur hindurchblitzten.

In der linken Hand hielt er einen großen silbernen Hammer, in der rechten einen kleinen. Mit diesen beiden schlug er an die dünnen und an die dicken, rosa und gelben durchsichtigen Tropfsteinsäulen. Die ganze Grotte erbebte auf den leisesten Ton wie das Holz einer Gitarre.

Der alte Grottenvater sah zwei Schatten ins Tor der Höhle fallen, aber er schlug noch eine Weile an die Tropfsteinsäulen, bis seine Weise zu Ende war. Und als er langsam beide Arme sinken ließ, schaute er in die dunkle Wölbung hinauf und lauschte unbeweglich dem Nachklang in der Grotte, bis alles verhallt war. Dann nahm er beide Hämmer in die linke Hand, wischte die rechte erst am Schenkel ab und streckte sie dann den Ankömmlingen entgegen:

— Willkommen, Gesellen, tretet näher.

Paul schlug ein in die ausgestreckte Hand: — Grüß Euch Gott!

Peter stand einen Schritt hinter ihm und sprach kein Wort.

Der Alte maß sie lange von Kopf bis Fuß, dann sagte er: — Es ist ein heißer Tag heute. Setzt euch an den Tisch dort unter dem Tor, ein guter Tropfen

wird euch schmecken. Von dort seht Ihr die ganze sonnenbeschienene Welt. Ihr selbst aber sitzt im Kühlen. — Damit ging er in die Tiefe der Höhle hinein.

Da war nun ein Tisch, aus einem einzigen Stück dunkelgrünen, schimmernden Steins geschnitten, ebensolche drei Lehnstühle standen um ihn herum. Die beiden Gesellen setzten sich rechts und links und kauerten so still in den großen Steinsesseln wie zwei verängstigte Kinder.

Bald kam der alte Grottenvater wieder. Er brachte einen großen Krug aus funkelnd geschliffenem Bergkristall voll dunkelroten Weines und drei funkelnde Kristallkelche. Als er sie auf den Tisch stellte, erklangen sie wie eine Zither. Dann setzte er sich zwischen die Burschen und schenkte ein:

— Gesegn' es Gott! Selten verirrt sich ein Mensch zu mir.

Als sie anstießen, klang es wie plötzlich ersticktes, klingendes Mädchenlachen, und in Peters Hand erbebte der kristallene Kelch.

— Nie hab' ich noch so duftenden, starken Wein getrunken — sagte Paul. — Als wenn er das Herzblut der Erde wäre.

— Ja — nickte der alte Grottenvater. — Aber dein blasser Geselle da trinkt ihn nicht des Geschmackes wegen, daß er ihn so auf einen Zug hinunterstürzt.

Dann schwiegen sie lange. Der Alte füllte immer wieder die Gläser und endlich fragte er: — Wo wollt Ihr hin?

— Wir wandern nur eben. Kreuz und quer durch die Welt.

— Warum?

— Darum — sagte Paul. Dann fügte er bescheiden hinzu: — Hieher bin ich Lieder lernen gekommen, mit Verlaub.

Der alte Grottenvater erwiderte nichts, sondern betrachtete nur lange Peter, den er endlich fragte: — Und was ist es, was dich treibt?

— Ich weiß es nicht.

— Du weißt es wohl, Peter.

Da ließ Peter den Kopf hängen; er beugte sich über seinen Kelch. Ein rundes, purpurdunkles Auge blickte ihm daraus entgegen. Da schloß er die Augen und lehnte die Stirn an den kalten, steinernen Tisch. Der alte Grottenvater aber legte still die Hand auf Peters Nacken.

Paul fühlte den Wein durch seine Adern rinnen, er warf sich im Steinsessel zurück, doch nahm er die Hand nicht vom Kristall; so schaute er mit geweiteten Augen ins ferne Land.

— Alter Grottenvater — hub er trunken an — diese. unbewegliche sonnige Ebene da liegt unter uns wie ein gesticktes Seidentuch.

Weidenumzäunte, glitzernde Flüsse schlängelten sich hindurch, weiße Herden rasteten und da und dort lagen im Sonnenschein schiefer- und strohgedeckte Dörfer, auch sie zusammengerotteten Herden gleich. Hügel und Täler und weiter draußen der Rauch um die Türme und Schlote der Städte vermengten sich mit dem schimmernden Dunst der Ferne.

— Siehst du, alter Grottenvater, könnte ich von diesem Stein aus immer so die ganze Welt betrachten, nie würde ich von hier fort wollen, um zu sehen, was hinter den Bergen ist. Horch! Der Wald rauscht nicht mehr und kein einziges Blättchen raschelt. Die Herde hat sich niedergelegt, damit die Glocke an ihrem Halse nicht klinge, und der Hund legt den Kopf zwischen die Vorderpfoten. Welch große Stille breitet die Schwingen über uns!

— Der Mittag kommt, — sagte der Grottenvater. Er nahm die Hand von Peters Nacken und stand auf. — Ich muß ihn einläuten. Lausche jetzt gut, Musikant, und wenn du kannst, so lern es. — Damit trat er in die Höhle.

Dann hallten die großen, schweren Schläge. Als käme der Ton aus der Erde Mitten. Dann sprühte das Klingeln der dünnen Säulen darein. Paul schloß die Augen und stützte sich auf den Tisch, den Kopf zwischen den beiden Fäusten. Die Glockenschläge rollten wie schimmernde goldene Räder einer nach dem anderen die unbewegte sonnige Ebene entlang.

Als auch der letzte über sie hinweggerollt war und in zitternden Dunst zerfloß, wurde es sehr still. Der alte Grottenvater blieb im Eingang stehen und die beiden Burschen saßen unbeweglich da, der eine die Stirn an die Tischplatte gepreßt, der andere den Kopf zwischen den Fäusten.

— Nun, Musikant, hast du's gelernt? — fragte der Alte nach einer Weile.

Paul fuhr zusammen, als erwachte er aus einem Traum; dann stand er auf, band sich die Harmonika vom Rücken, schwang sie durch die Luft und schleuderte sie fort, so daß sie in weitem Bogen von der Höhe ins Tal flog und im Fluge auch noch einen Ton von sich gab, als wollte sie seufzen; dann setzte er sich bleich auf seinen Platz zurück und goß seinen Wein hinunter.

Peter schrie vor Entsetzen auf: — Paul!

— Klage nur nicht um diese Harmonika, Peter — sprach der alte Grottenvater. — Sie war dir nicht gar so lieb. Lieber ist dir die Stille.

— Paul, Paul, komm von hier! — rief Peter.

— Wir wandern nicht weiter, Kamerad! — erwiderte Paul. — Na, du alter Grottenvater, meine Harmonika habe ich weggeworfen. Nimmst du mich nun in die Lehre?

— Ja.

Paul lehnte sich im Sessel zurück und breitete die Arme aus. — Jetzt kann ich die ganze Welt von hier sehen. Warum zitterst du so, wunderlicher Peter, wie ein Espenblatt? Blick hinunter, hier liegt sie vor dir aufgedeckt wie ein seidenes Tuch.

— Komm fort von hier! — stammelte Peter.

— Wozu noch vagabundieren? Wenn du mich wahrhaft liebst, bleibst du hübsch still mit mir beim alten Grottenvater.

Der Reif um Peters Herz zog sich so fest zusammen, daß er nach dem Ringe griff.

— Ich liebe dich über alles in der Welt. Komm fort von hier.

Paul hatte die Augen halb geschlossen und sprach mit trunkenem Lächeln: — Horch, du wunderlicher Peter, aller Lärm ist verstummt. Kein Grashalm regt sich, kein unruhiger Gedanke zittert durch diese ganze sonnige Welt. Die Uhr der Welt ist stehengeblieben.

— Es ist Mittag — sprach der alte Grottenvater still und stark.

Da beugte sich Peter plötzlich über den Tisch und steckte Paul den Ring an die Hand. Der aber schloß die Augen, die Hand sank ihm vom Kristallkelch herab, sein Kopf fiel vornüber und es war aus mit ihm.

Im großen Kristallkrug in der Mitte des Tisches aber begann der rote Wein zu rauchen. Purpurne Dünste stiegen langsam kreisend auf und dann erschien die Fee.

— Du hast schlecht gewählt, Peter, gib mir den Ring.

Peter sah nach seiner Hand und siehe, da war der Ring. Da stöhnte er auf, wandte sich und stürzte Hals über Kopf den Berg hinunter. Er sah sich kein einzigesmal um, weder nach Paul, noch nach dem Grottenvater.

Er lief, lief, durch den Wald, über die Landstraße. Er lief, lief an Gehöften vorbei, durch Dörfer hindurch. Die Hunde hefteten sich an seine Fersen und die Kinder schrien ihm nach: — Seht den Narren! Eine Hexe jagt ihn! Holla, gib acht, sonst verlierst du deine Beine!

Doch Peter lief immerzu, denn es war ihm, als käme jemand hinter ihm her mit huschenden Schritten, die das Gras nicht knickten.

Endlich aber kam er in eine große Stadt. So laut war dort das Rasseln der vielen Wagen und der Lärm der Fabriken mit den hohen Schloten, daß er fast taub wurde und ihn der wimmelnde Menschenstrom beinahe zu Boden warf. Da fühlte sich Peter gewaltig erleichtert. Staunend blickte er sich um und beneidete alle diese Menschen. O könnte doch auch er etwas finden, darob so zu schreien und herumzufuchteln wäre! Immer wieder strich er um die lärmendsten Fabriken herum.

Aus einer Tür sprach ihn ein Mann mit einer Lederschürze und rußigen Fäusten an: — Holla, hören Sie doch, was lungern Sie da so herum? Suchen Sie am Ende Arbeit? Kommen Sie nur, kommen Sie herein, eben ist ein Amboß frei.

Peter fuhr zusammen bei diesen Worten und ging schweigend dem Mann mit der Lederschürze nach, wie auf Befehl.

Drin sausten die Räder, knallten die Riemen, dröhnte der Hammer auf dem Amboß und friedlos und aufgeregt blickten die Arbeiter drein. Peter gefiel es da. So schlug er also ein und stellte sich sogleich an den einen Amboß.

Als nach einer Woche die Löhne ausgezahlt wurden, sagte der Aufseher: — Du, Peter, wirst jetzt vorrücken. — Zu den anderen Arbeitern aber sagte er: — Seht ihr, das nenn' ich einen Arbeiter. Immer

der erste in der Werkstatt und als letzter den Hammer hingelegt und der Schweiß rinnt in Strömen, so arbeitet er.

Als am Abend ein paar von ihnen im Wirtshaus beisammensaßen, plauderten sie also miteinander:

— Dieser wunderliche Peter ist vorgerückt.

— Ich beneide ihn nicht!

— Ich auch nicht. Warum der nur so wütend drauflosschuftet?

— Dabei freut ihn die Arbeit nicht, nie höre ich ihn pfeifen.

— Das meine ich auch. Als hätte er Angst, den Hammer hinzulegen.

— Ja, genau so.

— Etwas stimmt da nicht. Dann kommt er immer zu uns ins Wirtshaus. Er trinkt auch mit uns. Zwei, drei Krügel trinkt er. Aber Freundschaft hat er noch mit keinem von uns geschlossen.

— Er hat ein Geheimnis.

Da trat gerade Peter ein und grüßte sie leise: — Guten Abend miteinander.

— Guten Abend! — dankten die Arbeiter. Peter setzte sich mitten unter sie, stieß mit ihnen an, plauderte auch, aber sie verwunderten sich übereinander: sie über Peter und Peter über sie.

Auch Mädchen arbeiteten in der Fabrik. Abends wenn die Arbeit zu Ende war, begann schon im großen, ziegelgepflasterten Hofe das laute Scherzen und Tollen. Eine war darunter, eine Schwarzhaarige, Glutäugige, die war die Schönste. Sie hieß Ilona, und

wenn sie lachend über den Hof tanzte, machte sie alle Burschen verrückt. Das loseste Mundwerk von allen hatte sie, mit jedem fing sie an, aber alle hielt sie zum Narren, und man wußte, daß nur gerade sie keinen Geliebten hatte.

Die Fabriksmädchen waren neidisch, aber sie scharten sich doch um sie wie um einen Feldherrn, denn sie hatten Respekt vor ihr. Sie galt ihnen als der beste Soldat in ihren Scharmützeln mit den Burschen, und wenn sie einen Mann beschämte, so empfanden sie das als Genugtuung für ihre eigene Schwäche.

Auch Peter verließ abends die Fabrik mit der tollenden, scherzenden Schar. Stumm trabte er einige Schritte hinter ihnen her, bis man auseinanderging.

Und einmal geschah es, daß die Mädchen sich zuflüsterten:

— Seht nur, da kommt er wieder hinter uns her, das Blaßgesicht mit den langen Beinen.

— Was will er von uns? Die Nase trägt er so hoch, daß er noch keine von uns angesprochen hat.

— Er grüßt nicht einmal.

— Der und die Nase hochtragen! Siehst du denn nicht, wie er sie hängen läßt?

— Der ist nur blöde, der Arme, oder schwach im Kopf.

Die Mädchen lachten laut.

Ilona aber blickte verstohlen zurück. Peter ging eben unter einer Gaslaterne vorbei und ihre Blicke kreuzten sich.

Da sagte Ilona: — Na, Mädels, soll ich mit dem Gelbschnabel da einmal anfangen?

Die Mädchen eiferten sie noch an: — Das wird fein! Los, Ilona, los!

— Nun, so geht nur voran und versteckt euch hinter die zweite Ecke. Ich will hier auf ihn warten. Wenn wir vorbeikommen, dürft ihr schon hervorspringen und lachen. So!

Ilona holte tief Atem, dann blieb sie stehen und strich sich über die Frisur.

Als Peter sie einholte, lächelte sie ihn an und sprach flüsternd: — Guten Abend.

— Guten Abend, Ilona — antwortete Peter und reichte ihr die Hand.

Das Mädchen hörte mit Staunen, daß eine stille Freude in seiner Stimme lag, als wären sie alte Freunde. Dann sagte sie:

— Also so einer sind Sie, daß man Ihnen entgegenkommen muß? Wie? Warum reden Sie nie zu mir?

Sie trat ganz dicht an Peter heran und hängte sich an seinen Arm. — Kommen Sie, gehen wir ein bißchen weiter. Glauben Sie, ich merke nicht, daß Sie mir nachsteigen und mich immerfort anschaun? Warum haben Sie mich nicht angesprochen?

— Weil immer andere dabei waren — erwiderte Peter.

— Ja, was macht denn das, wenn noch jemand dabei ist? „Guten Tag" hätten Sie mir darum doch sagen können.

— Nein. Vor den Fremden schämte ich mich.

Überrascht blickte Ilona zu Peter auf.

— Was? Vor den Fremden?... Sind Sie aber wunderlich, Peter! Sie haben braune Augen, nicht wahr?

— Ich weiß nicht.

Stumm gingen sie eine Weile weiter, aber an der ersten Ecke waren sie schon vorüber und man konnte das erstickte Kichern der Mädchen hören.

Da blieb Ilona stehen und zog die schwarzen Augenbrauen zusammen: — Halt! — Dann nagte sie an der Lippe und sagte hastig nach kurzem Besinnen:

— Kehren wir um! Gehen wir hier nicht weiter. Kommen Sie!

Damit zog sie Peter rasch mit sich fort.

Sie bogen um eine Ecke und kamen in eine dunkle Anlage.

— Setzen wir uns auf diese Bank — flüsterte Ilona. — Hier kann uns niemand sehen. — Und mit ihrer Schürze wischte sie für Peter den Sitz ab.

Als sie nun nebeneinander saßen, sagte Ilona: — Sie sprachen vorhin von „Fremden". Ja, sind denn wir nicht auch Fremde für einander?

Peter legte den Arm um die Schultern des Mädchens und blickte es staunend an: — Wir beide?

Ilona lachte leise und schüttelte den Kopf: — Nein, wie das komisch ist!

Sie griff sogar mit der Hand nach der Stirn: — Nein, so was! — Aber sie schmiegte sich doch in Peters Arm.

Dann schwiegen sie lange, aber Ilona wiegte den Kopf hin und her, denn sie dachte nach. Endlich sagte sie:

— Sie haben noch keine Geliebte gehabt?

— Du bist die erste! — antwortete Peter.

— Oho! — lachte Ilona. — Bin ich denn Ihre Geliebte?

— Deshalb schämte ich mich, dich vor anderen zu begrüßen.

Das Mädchen betrachtete Peter verwundert, dann schmiegte es sich dicht an ihn.

— Wirst du mit mir fertig werden, wunderlicher Peter? Wirst du mit mir fertig werden? — Dann schob sie ihn rasch wieder von sich und maß ihn kopfschüttelnd von oben bis unten; plötzlich aber lachte sie auf, umschlang seinen Hals und legte den Kopf an seine Schulter. — Und seit wann bin ich deine Geliebte? Sag!!

— Erinnerst du dich an den Sturm, der den Fabrikschlot umriß? Vorher war es so grauenvoll still gewesen. Ich sah ihm vom Fenster des Maschinenhauses zu und plötzlich erkannte ich in den steigenden schwarzen Wolken dein flatterndes Haar. Wenn sie die Blitze zerrissen, so war es deine weiße Haut, die durchimmerte. Und als der Blitz einschlug und meinen Körper durchfuhr, lief ich hinaus zu dir in den Sturm. Seit damals . . .

Ilona schloß die Augen. — So heiß ist deine Stimme?

— Dieser Tage hab' ich einen weißen Spiegel gekauft und einen weißen beinernen Kamm für dein

schwarzes Haar, damit du es lösen kannst des Abends. Denn Abends, wenn ich in meiner Stube bin, drückt der Reif mein Herz gar sehr. Aber dann denke ich mir, daß dein schwarzes Haar mich umfließt. Ich denk' es mir so lange, bis mich Schwindel erfaßt. So kann ich dann einschlafen.

Ilona erhob sich und sagte so ernst, daß es fast traurig klang: — Komm Peter, laß mich mit deinem weißen beinernen Kamm meine Haare lösen.

Da erhob sich auch Peter und sie küßten einander, und dann gingen sie engumschlungen zusammen nach Hause.

Am anderen Morgen umringten die Mädchen Ilona: — Nun, wie war's? Was hast du mit ihm getrieben? Wo seid ihr hingegangen?

— Zu ihm! Ich bin seine Geliebte. — Und damit kehrte sie ihnen den Rücken und ließ sie stehen.

Die Zeit verging. Eines Tages saßen die Arbeiter im Wirtshaus beisammen und sprachen so untereinander:

— Na, der wunderliche Peter kommt auch nicht mehr zu uns.

— Dem geht 's nicht schlecht! — sagte der eine und sie lachten.

— Die Liebe hat ihn ganz verwandelt. Er schlägt nicht mehr so mörderisch auf den Amboß los wie früher, daß der Schweiß in Strömen rinnt.

— Im Gegenteil, es ist, als würde er selbst mitten in der Arbeit nach etwas horchen.

— Na, jetzt fürchtet er sich auch nicht mehr, den Hammer hinzulegen, sondern hat es sogar recht eilig

damit. — Und wieder lachten die Arbeiter und beneideten ihn.

Allabendlich wartete in dem weiten, ziegelgepflasterten Hofe Ilona auf Peter. Ganz still wartete sie auf ihn, sie tollte nicht mehr; dann faßten sie einander bei der Hand und gingen heim. Doch ihr Stillesein war nur die Stille vor dem Sturm. Wenn Ilonas gelöste Haare um ihn flatterten, so waren es für Peter die schwarzen geballten Wolken; wenn ihre weiße Haut hindurchschimmerte, so war es der aufzuckende Blitz, und wenn sie einander umarmten, so war es für Peter, wie da er hinausgelaufen war in den Sturm.

Die Zeit verging und immer heißer wurde ihre Liebe. Peter dachte gar nicht mehr an den Ring an seiner Hand und den Reif um sein Herz.

Gerade nach einem halben Jahr, an einem Samstag Abend, trugen sie ihren Wochenlohn nach Hause. Nun, und unterwegs kauften sie zwei große Körbe voll roter Rosen und daheim bestreuten sie den Fußboden und das ganze Zimmer mit Rosenblättern. Aus Rosenblättern türmten sie ihr Lager hoch auf; auf weichen, kühlen Rosenblättern lagen sie; in Wolken schwellte der berauschende Duft und wie ein dunkler Rubin glühte die kleine Stube im Mondlicht.

Fieber entbrannte in ihrem Blut und unter Umarmungen verging die Nacht.

Als der Morgen dämmerte und das Rosenzimmer langsam heller ward, ruhten sie ermattet beieinander und starrten durch das Fenster. Da begann Ilona ganz leise: — Der Morgen dämmert. Ist es nicht,

als wären Himmel und Erde voll von Rosenblättern? Die ganze Welt ist für uns ein großes, mit Rosen bestreutes Bett.

Dann lauschten sie, wie draußen der Morgen wuchs und wie es tagte.

Ilona sprach: — Welch große siegreiche Stille! Als wäre außer uns beiden nichts Lebendes in der Welt! Jetzt bin ich glücklich. Jetzt! Bleib still, Peter! Leg wieder den Kopf auf meinen Arm.

Peter aber richtete sich unruhig auf. — Warum bist du so still geworden, Ilona? Nein! Horch nicht immerzu! Komm! Umarme mich lieber!

— Nein, Peter! Laß deinen Kopf auf meinem Arm! Siehst du, jetzt bin ich glücklich! Wenn wir uns umarmen, so ist es, als wollten wir ringen, um Schranken niederzureißen, die zwischen uns sind, und könnten einander doch niemals erreichen. Noch nie hab' ich mich so eins mit dir gefühlt, wie jetzt. Als versänke alles, was zwischen uns liegt, und als spülte uns diese Stille zusammen wie ein großer Strom. Und als versteckte uns diese große Stille vor Leben und Tod. Fühlst du's nicht auch?

Peter richtete sich auf, antwortete aber nicht. Ängstlich und überrascht betrachtete ihn Ilona. — Warum antwortest du nicht, Peter? Wohin schaust du? Sag, Peter, warum ist dein Gesicht so verwandelt?

— Der Reif drückt mein Herz.

— Was für ein Reif?

— Ruf die Stille nicht her, Ilona!

— Liebster Peter, was hast du?

— Halte mich fest, Ilona, halte mich fest, denn sie nimmt mich mit. Aus großen veilchenfarbenen Augen blickt purpurnes Glühen mich an. Weh mir! Alles gleitet fort und versinkt in der Ferne: meine Mutter und der alte Grottenvater und der Musikant und auch du, als wäret ihr nie wirklich gewesen, als hätte ich euch nur geträumt. Weh mir! Halt mich fest, Ilona!

Doch Ilona wich erschrocken zurück: — Peter, Peter, wohin blickst du!

— Weh mir! Nun kommt sie, die Stille. Hörst du sie nicht? Der Wind hört auf. Kein Blatt regt sich mehr und im Wasser erstarrt die Welle. Ilona, halte mich fest, umarme mich doch. O wehe! Ihr entschwindet, Ihr, die ich liebe, als wäre ich längst gestorben. Warum hängt Ihr Euch nicht an mich, warum lasset Ihr mich allein, warum verlasset Ihr mich? Ilona!

— Wahrlich, du verlässest mich jetzt, Peter, nicht ich dich. Wahrlich, nicht mich liebst du also am meisten in der Welt. — Und über Ilonas Antlitz rannen langsam die Tränen.

— Ilona, das ist nicht wahr! Ilona, dich will ich, dich liebe ich, dich rufe ich!

Ilona schüttelte langsam den Kopf: — Warum rufst du mich, Peter? — Und die Tränen sickerten zwischen ihren geschlossenen Lidern hervor. — Warum fürchtest du dich vor der Stille, wenn du mich liebst?

Peter riß die Frau wild an sich: — Ilona, Ilona!

Aber Ilonas Kopf sank zurück, ihr gelöstes schweres Haar flutete über die Rosenblätter und aus den geschlossenen Lidern sickerten immerfort die Tränen.

Da fiel lautlos schwirrend der erste Sonnenstrahl herein. Im schimmernden Schleier von Millionen funkelnder Sonnenstäubchen erschien die Fee.

Hastig steckte Peter Ilona den Ring an den Finger.

Da sprachen die veilchenfarbenen großen Augen:

— Peter, gib mir den Ring.

Peter ließ die Frau auf die Rosenblätter gleiten und blickte nach seiner Hand: siehe, da saß der Ring. Da schrie er auf und indem er sich die Kleider nur flüchtig in raschem Laufe überwarf, floh er hinaus aus dem Zimmer, hinaus aus der Stadt und wäre am liebsten hinaus aus der Welt geflohen.

Er vermied jetzt sogar die Gehöfte und die Landstraßen. Er sagte sich: — Was hätte ich wohl noch mit den Menschen zu schaffen? Wem könnte ich jetzt meinen Ring noch schenken, nachdem ich meine Mutter verloren habe, den Musikanten und Ilona auch? Lieber gehe ich zu den wilden Tieren. Zerreißen sie mich nicht, so wird mir der Reif doch endlich das Herz zerbrechen.

So streifte also Peter wie das Wild durch Feld und Wald und sehnte sich so sehr nach seiner Mutter und dem Musikanten und Ilona, als lägen um

sein Herz noch drei neue Reifen. Er wartete nur mehr darauf, daß er zerbreche.

Und als er so umherstreifte, kam er eines Abends in eine bekannte Gegend. Sogleich gewahrte er das Häuschen am Waldessaum. Licht brannte im Fenster, und auf den Zehen schlich er hin. Peter wunderte sich, wie leise er aufzutreten verstand. Schon guckte er zum Fenster hinein. Schon sah er seine Mutter am Tisch sitzen, und hineinstarren in das Lämpchen.

— Meine Mutter — sagte sich Peter. Ob ich wohl hinein soll zu ihr?

Da bewegte sich die alte Frau und Peter zog rasch den Kopf zurück, damit sie ihn nicht gewahre. Dann schlich er sich auf den Zehenspitzen fort. Als er schon tief drin im Walde ging, blieb er stehen und lächelte.

— Liebe Mutter — sagte er lächelnd und gleich sprang der eine Reif von seinem Herzen ab.

Immer weiter wanderte Peter. Nun wäre ihm das Gehen schon leichter gefallen. Nur nach dem Musikanten und Ilona tat ihm sein Herz so weh, daß es vor Schmerz fast brach. Er wanderte weiter und endlich kam er am Rande eines Dorfes zu einer Schenke. Harmonikaspiel drang heraus und Peter erkannte es sogleich. Er schlich sich zur Wirtshaustür und blickte, an den Türstock gelehnt, ins Schankzimmer; ja, aber das Schankzimmer war leer, keine Seele darinnen. Doch oben auf einem Fasse saß der Musikant und spielte auf seiner Harmonika.

— Der Musikant! — dachte Peter. — Ich will hinein zu ihm.

Da bewegte sich Paul auf seinem Fasse und Peter drückte sich rasch an die Wand, damit er ihn nicht erblicke. Dann schlich er auf den Zehenspitzen an der Schenke vorbei. Als er nicht einmal die Harmonikatöne mehr hören konnte, blieb er stehen und lächelte.

— Der Musikant ist mein lieber Kamerad — sagte er voll Freude und gleich sprang noch ein Reif von seinem Herzen ab.

Immer weiter wanderte Peter und das Gehen wäre ihm nun schon leichter gefallen, wenn sein Herz ihn nur nicht so sehr nach Ilona geschmerzt hätte, daß es fast brach. Er wanderte weiter und endlich geriet er in einen großen Garten. Dunkelbelaubte große Bäume sah er da und viele rote Rosenbüsche. Sogleich erkannte Peter Ilona und ging auf den Zehenspitzen zwischen den großen dunkelbelaubten Bäumen umher. Und nun, wie er einen roten Rosenbusch auseinanderbog, sah er Ilona vor sich auf dem Rasen liegen. Offen das schwarze Haar, die Augen zu. Süß schlummerte Ilona auf dem Rasen.

— Ilona — dachte Peter — ich will zu ihr sprechen. Ich wecke sie.

Da regte sich Ilona im Traume und Peter duckte sich rasch hinter den Rosenbusch, damit sie ihn nicht gewahre, dann stahl er sich langsam fort.

Lange wanderte er dahin, aber immer noch sah er es den dunkelbelaubten großen Bäumen und den roten Rosenbüschen an, daß all dies hier Ilona war. Doch

als er auch den Duft der roten Rosen nicht mehr spüren konnte, blieb er stehen und lächelte.

— Ilona ist mein süßes Lieb — sprach er lächelnd, mit seliger Güte im Herzen, und gleich sprang noch ein Reif davon ab.

Immer weiter wanderte Peter; aber da wurde es sehr finster, so finster, daß kein einziger Stern am Himmel stand.

Da sagte Peter: — So, jetzt ist es finster, kein Stern steht am Himmel, jetzt gibt es nichts weiter, als den Ring an meiner Hand und den einen Reifen um mein Herz.

Sowie Peter dies sagte, kam er zu einem tiefen schwarzen Brunnen. Peter schaute hinab in den tiefen schwarzen Brunnen, da hub der Brunnen zu reden an:

— Wirf diesen Ring in mich herab, Peter, denn weiter gibt es ja doch nichts mehr.

Eben faßte Peter den Ring, um ihn in den tiefen schwarzen Brunnen zu werfen, als er sah, daß der alte Grottenvater neben ihm stand. Und da warf er den Ring nicht hinab.

Kein Wort sprachen sie zueinander, sie machten sich nur auf in der großen Dunkelheit und trabten nebeneinander her. Kein Wort sprachen sie, aber Peter wußte, daß es nun einmal so war, und das war gut.

Immer weiter wanderten sie. Da begann es endlich zu tagen. Ringsum lag noch tiefe Finsternis, doch oben in der Höhe erblickte Peter den Schneeberg wie eine große rote Rose.

Da sprach der Grottenvater kein Wort, sondern wandte sich nur und ging von dannen. Peter aber stieg ins Schneegebirg hinauf, als wäre er von langer Wanderung heimgekehrt und ginge nun nach Hause. Als er die Höhe des Schneebergs erreicht hatte, wandte er sich um. Drunten lag die Welt ausgebreitet wie ein gesticktes seidenes Tuch. Und er sah dort unten das Häuschen und seine Mutter darin, und er sah den Musikanten auf seinem Fasse sitzen und er sah Ilona mit offenen Haaren, schlafend im Gras. Er sah sie alle und das Herz tat ihm um sie nicht weh.

Da setzte sich Peter auf einen Baumstamm, ließ den Kopf auf die Kniee hängen und weinte.

— Warum weinst du, Peter?

Peter blickte auf und siehe, vor ihm stand die lächelnde Fee.

— Weil mir nicht einmal das Herz mehr wehtut um sie.

— Gibst du mir jetzt deinen Ring, Peter?

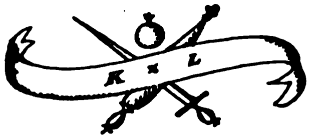
— Dir gebe ich ihn, ja.

Und Peter zog den Wahlring vom Finger und steckte ihn der Fee an die Hand. Gleich sprang da der Reif von seinem Herzen.



DER HÖLZERNE PRINZ





DER HÖLZERNE PRINZ

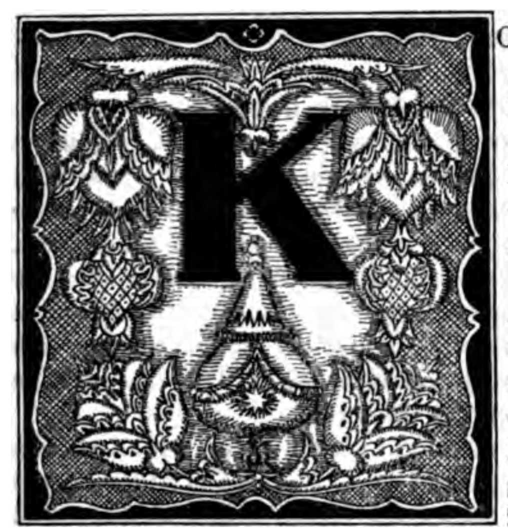
EIN TANZMÄRCHEN

Musik von Béla Bartók

ES TANZEN:

DER PRINZ	DIE HOLZPUPPE
DIE PRINZESSIN	DER WALD
DIE FEE	DER BACH

DIE DREI BLUMEN



OMISCH primitives Bild. Im Hintergrund wölben sich drei kleine Hügelchen, gleich groß, hübsch nebeneinander. Auf dem linken und auf dem rechten steht je eine kleine Burg. Zwei turmgeschmückte Spielzeugburgen. Der linksseitigen fehlt die Vorderwand, so daß man hineingucken kann, wie auf alten, lieben italienischen Bildern. Man sieht auch ein winziges Stübchen, darin einen Tisch, einen Stuhl und einen Spinnrocken. (Mehr hätte vielleicht gar nicht Platz.) In der rechten Wand öffnet sich ein kleines Fenster in die Landschaft hinaus und vorne führt ein Stufenweg aus dem wunderschönen Schloß zum Bache hinab, denn ein Bächlein schlängelt sich um den Hügel. Doch denkt nur beileibe nicht, daß es ein unruhig hüpfendes, formloses Wässerchen sei. Breite, gütige, runde, silberblaue Wellen reihen sich still, in offen dargebotener Zeichnung aneinander, wie die Brüste von hundert liegenden Frauen. Der Weg setzt sich über eine Brücke fort. Doch den silberblauen Ring des Bächleins faßt das schwarz-

grüne Band eines Tannenwaldes ein. Ach, das ist ein gar großer Wald. In drei schönen, sauberen Reihen stehen die Bäume unbeweglich da. Denn auch sie sind kein struppiges, zerzaustes Gehölz. Von ihren ausgebreiteten Armen hängen schwere, grüne Vorhänge herab, schön gleichmäßig, als sei es die strenge Reihe wohlerzogener, wachsam hütender Hofdamen.

Aus dem Walde führt ein Weg hinaus in die Welt. Am Wegrand liegt ein großer Stein (etwa in der Mitte der Bühne). Zwischen Steinen windet sich das Weglein zum verschlossenen Tor der rechten kleinen Nachbarburg hinauf.*)

Sonst sieht man nur noch einen goldfarbenen Himmel. Und alles ist einfach und ordentlich. Denn in dieser Welt haben die Dinge schon Frieden und Freundschaft geschlossen. Untereinander haben sie sich schon verständigt. Dies ist ihr letztes Wort und sie warten auf die Antwort des Menschen.

ERSTER TANZ

Der Vorhang ist aufgegangen. Und wie unsere Augen ihm nachgefolgt sind, erblicken wir in der Höhe des Hügels, droben auf dem mittleren Hügelchen eine große Frau in grauen Schleiern. Sie steht unbeweglich und blickt in die Ferne. Doch auch ihr

*) Die Wege wollen immer in die Häuser strömen. Aber man sperrt sie aus. Die Wege sind gefährliche Feinde der friedlichen Menschenheime. Der Verfasser.

Antlitz ist von einem grauen Schleier verhüllt. Sie hat etwas Schmerzliches an sich (ist es vielleicht der Schmerz jener Erwartung?), auch etwas Geheimnisvolles und Furchterweckendes. Das ist gewiß kein Menschenkind. Aber man muß sie lieben trotz allem.

Unten, am Fuß des Hügelchens, inmitten des Wäldchens, spielt die kleine Prinzessin. Über dem langen Goldhaar trägt sie eine goldene Krone, um die zarten Schultern einen feinen Silbermantel. Mit Blumen in den Händen umtanzt sie staunend und neugierig die Bäume. Diese aber rühren sich nicht. Die Prinzessin umflattert sie mit geschickten, neckischen, launischen Bewegungen. Sie ist so allein, sie möchte gern mit ihnen Kameradschaft schließen, aber die Bäume rühren sich nicht.

ZWEITER TANZ

Die Musik wird unruhiger. Etwas wird geschehen. Die graue Fee regt sich. Mit ihren Armen zieht sie wundersame weite Kreise über die Gegend: „Seid bereit! Jetzt!"

Da öffnet sich das Tor der rechtsseitigen Burg und der Prinz tritt heraus. Auf dem krausen Goldhaar trägt er eine Krone, auf den breiten Schultern einen Purpurmantel. Über dem Mantel aber einen Schultersack und in der Hand einen Stab. Einen mächtigen Wanderstab, der genau so groß ist wie er selbst. Offenbar zieht der Prinz hinaus in die Welt.

Der Prinz

winkt Abschied nehmend durch das langsam sich wieder schließende Tor. Dann macht er ein paar Schritte nach vorne. Er breitet die Arme aus: O, wie ist die Welt so schön und groß! Die ganze Welt wird er durchwandern. Die ganze große Welt! Hüpfend kommt er den Hang herab. Juchhe! du wunderschöne Wanderschaft!

Die graue Fee

beobachtet vorgebeugt den lustigen, rhythmischen Schritt des nahenden Königssohns. „Du bist es also! So kommst du endlich. Ich erwarte dich längst." Dann schreitet sie den Hügel herab. Ihre Bewegungen sind würdig und geheimnisvoll. Sie schreitet über die Brücke und tritt in den Wald ein, wo die Prinzessin sich in kindlichem Tanze dreht; sie ist völlig ahnungslos.

Die Prinzessin

knickst liebenswürdig vor der grauen Fee und umtanzt sie schmeichelnd.

Die graue Fee

weist streng nach der Burg: Geh hinauf. Geh heim. Mach daß du fortkommst.

Die Prinzessin

trotzt: Ich geh' nicht. Weshalb sollte ich? Nun erst recht nicht! Plötzlich springt sie zur Seite wie ein Kätzchen und tanzt davon. Hasch mich, wenn du kannst!

Die graue Fee

breitet die Arme aus, von denen Schleier herabwallen wie zwei graue Schwingen. Und es ist, als flöge sie mit ihnen der Prinzessin nach. Sie erreicht sie. Mit großen Zaubergebärden treibt sie sie zurück.

Die Prinzessin

läuft verängstigt auf die Brücke zu und schleicht schmollend und traurig in die Burg zurück. Aber sie droht: Warte nur!

Die graue Fee

blickt sich wiederholt nach dem nahenden Prinzen um, während sie die Prinzessin hinaufjagt. Es ist offenbar: sie will nicht, daß die beiden einander erblicken. Als die Prinzessin schon mit gesenktem Köpfchen oben auf dem Hügel schreitet, wendet die Fee sich um, tritt an den Rand des Waldes und erwartet mit ausgebreiteten Armen den eben eintreffenden Prinzen. Was will sie wohl? Sie wirbt doch nicht am Ende?

Der Prinz

hat eben den Wald erreicht, als er die vor ihm auftauchende Fee gewahrt. Überrascht bleibt er stehen. Wer kann das sein? Was kann das sein?

Die graue Fee.

Wie leise unbewegliche Wellen bebt es durch ihren Körper bis zu den Fingerspitzen. Ist das ein Rufen? Verstehst du es, so ist es süßes Rufen, verstehst du es nicht, schauerliche Fremdheit.

Der Prinz

versteht es nicht. Unruhig zieht er sich zurück. Doch es ist, als müßte er mühsam seine schwachen Glieder einem Maelstrom entreißen. Doch siehe da, was nun geschieht! Als er den rechten Rand der Bühne erreicht hat, blickt er auf einmal zum Hügel hinauf und schon hat er die wunderschöne Prinzessin erblickt, die gerade ihr Schloß betreten will. Flugs verliebt er sich in sie. Er läuft nach vorne, dann nach rechts, dann nach links, und weiß gar nicht, wohin er laufen soll. Er breitet die Arme aus, er kniet nieder. Dann springt er auf, als wollte er fliegen. Wie kann es auch sein, daß ihn solch ein Liebeswirbelwind nicht in die Lüfte hebt? Auch die Musik ist dieser Meinung. Sein Tanz ist ein ringendes, fieberisches Sehnen. Als wollte er Bande zerreißen. Als wäre ihm sein eigener Leib, als wäre ihm die Welt nur eine quälende Fessel.

Die Prinzessin

jedoch hat ihn nicht bemerkt. Sie weiß nicht, daß der Prinz schon gekommen ist.*) Garnichts weiß sie. Sie setzt sich nur in ihre kleine Burg (wo man so hübsch hineingucken kann), an den Spinnrocken am Fenster und arbeitet. (In so einem Augenblick!)

---

*) Immer ist es dies, woraus alles Unheil entsteht. Die Prinzessinnen warten immer darauf, daß sie die Sache mit ihren beiden Augen sehen. Dann aber ist das Beste daran schon vorbei. Das ist nun einmal so.
Der Verfasser.

freilich sieht, was geschehen ist. Man muß es ja sehen! Der Prinz will die Prinzessin. Er will sie sehr! Ihre hohe Gestalt beugt sich, die Arme verschränkt sie über dem Kopf und zieht sich durch den Wald zurück, über die Brücke, auf den Hügel hinauf. Warum schmerzt sie das? Was wollte sie wohl?

DRITTER TANZ

(Großes Ballett)

Der Prinz

springt auf: „Ich eile zu ihr. Das ist doch das einfachste." *) Und freudig eilt er dem Walde zu. Doch als er ihn eben betreten will — ei, was geschieht da?

Die graue Fee

beschreibt mit den Armen Zauberkreise. Das ist ein stolzer, mächtiger Befehl. Und siehe!

Der Wald

regt sich! Wie ein gespenstischer Wind tönt die Musik und die Bäume beugen sich nach rechts und nach links und richten ihre Zweige gegen den

*) Wenn die Prinzen verliebt sind, fällt ihnen das gewöhnlich nicht gleich ein. Doch das ist nur bei den wirklichen Prinzen so. Der Verfasser.

Prinzen. Und wundersam! Die Stämme neigen sich wie schlanke Frauenleiber und die Äste beben wie dünne Frauenarme und das Laub flattert wie wehende grüne Schleier. Als wären die Bäume zu lebendigen Frauen geworden.

Der Prinz

weicht zurück und besinnt sich einen Augenblick. Doch er sieht hinauf zur Burg. Dort ist die Prinzessin! Dort hinauf muß er, um jeden Preis. Das wär' kein rechter Prinz, dem ein lebendiger Wald bange machen könnte! Er legt den großen Wanderstab aus der Hand und geht tapfer auf die Bäume los. Jawohl, aber was geschieht nun!...

Der Wald

beginnt zu wandern! Seine drei Reihen Bäume drehen sich wie drei tanzende Wirbel um das Hügelchen. Wie willst du da durch, armer Prinz?! Nun, da beginnt das Tanzturnier.

Der Prinz

rennt gegen den verhexten, tanzenden Wald an und weicht wieder zurück. Zweimal, dreimal. Schon ist er durch die erste Reihe gedrungen.

Der Wald.

Schon ist die äußerste Reihe seiner Bäume stehen geblieben, als wäre sie erstarrt. Der Zauber ist gebrochen. Aber noch zwei Reihen Bäume umwirbeln mit ihrem Tanz das geliebte Hügelchen. Die äußerste Reihe hat am langsamsten getanzt.

Der Prinz.

Nun beginnt ein neuer Tanz: „Lamm und Wolf.“ Hier ist es schon schwerer, zwischen die Bäume einzudringen. Rascher sind die Kreise, schneller der Wirbel. An einer Stelle aber schlüpft er doch hindurch.

Der Wald.

Zwei seiner Baumreihen stehen schon still. Nur ihre Kronen schaukeln noch hin und her. Ist es wohl darum, weil sie nicht so rasch stillstehen können, oder aber wollen sie sagen: Umsonst! Nein, nein, nein!? Wir werden ja sehen.

Der Prinz

jedoch ist sehr geschickt! Die dritte Reihe! Die ist die schlimmste. Wie Spreu im Winde, wie toll gewordene Hexen schlagen die Bäume grüne Räder durch die Luft. Aber der Prinz ist auch nicht faul. Ihn trägt und jagt die Liebe. Hopsa! Jetzt ist er drüben. Gerade vor der Brücke. Was jetzt wohl geschieht? Er eilt auf die Brücke zu, er will eben den Fuß auf sie setzen.

Die Fee,

die von oben die Sache mitangesehen und die ihre Arme, ihren Leib in wunderbaren Kreisen bewegt hat, als hätte s i e die Bäume angetrieben, als hätte s i e ihre sich schlängelnden Reihen hierhin und dorthin gelenkt wie die Schnur einer Zauberpeitsche — die Fee, wie gesagt, gibt zum zweiten Male einen großen, unheimlichen Befehl.

VIERTER TANZ

(Großes Ballett)

Der Bach

hebt sich in seinem Bett und seine silberblauen Wellen heben die Brücke, so daß die sich auf den Hügelabhang zurücklegt. Nun, mein Prinz! Jetzt beginnt erst recht der Tanz! Ein Wellentanz! Silberblaue Schleier gleiten, wehen und wallen, als ob es die zuckenden Leiber von hundert Frauen wären. Am Ende sind sie's auch? Der Prinz weicht wieder zurück. Doch er ist nun einmal so, daß er es auch mit diesen aufnimmt. Diesmal muß er aber doch vergeblich am Ufer hin und her rennen.

Der Bach

in seinem Wellentanz läßt keine Lücke in seinem plätschernden, klingenden Schlangenring frei. Darum sagt auch der Wald hinter dem Rücken des Prinzen noch immer sein: nein, nein, nein.

Der Prinz

schleicht endlich müde und besiegt durch den kopfschüttelnden Wald zurück. Zurück zu seinem Wanderstab. Traurig hebt er ihn auf. Ach Gott, wie ist das traurig! Umsonst! Er kann die Prinzessin nicht erreichen. Mit gesenktem Haupte macht er sich nach rechts auf den Weg.

Der Wald und der Bach

sind still geworden und die Brücke hat sich wieder auf ihren alten Platz gelegt.

Die Prinzessin

aber — was hat die inzwischen gemacht? Nun, sie hat ihre Spindel gedreht. Nichts hat sie gemacht.*) Sie wußte nicht einmal, daß der Prinz schon unten sei.

FÜNFTER TANZ

Der Prinz

aber blickt sich noch einmal um. Wie könnte er auch anders fortgehen? Er breitet die Arme aus: Nein, nein, man kann ihr nicht entsagen, man kann sich nicht von ihr trennen! Er wendet sich um. Wieder geht er auf den Bach zu. Doch er hält inne. Dort kann er ja nicht vorbei. Mein Gott, mein Gott, was ist da zu tun?! Durch das Burgfenster kann er die kleine Goldkrone sehen. Dort oben sitzt sie! Wenn sie sich doch hinausbeugen und herunterblicken wollte! Wenn sie wüßte, daß ich da bin! Wie soll ich mich bemerkbar machen? Er springt hoch in die Luft, er reckt sich empor. Alles vergeblich! Plötzlich kommt ihm ein Einfall. Er nimmt die Krone vom Haupt. Liebevoll dreht er sie hin und her, betrachtet er sie: mein Stolz, mein Abzeichen, mein Schmuck, — du künde, daß ich hier bin! Und er setzt die Krone auf die Spitze seines Wanderstabes, stellt sich auf den großen Stein und hebt sie hoch in die Höhe. Er winkt mit ihr: He, Prinzessin!

---

*) Es ist übrigens ganz in der Ordnung, daß die Prinzessinnen den Prinzen in ihren Kämpfen um sie nicht beistehen. Der Verfasser.

Die Prinzessin

blickt auf. Sie bemerkt die Krone vor dem Fenster und betrachtet sie neugierig. Doch sie hält nicht einmal mit ihrer Arbeit inne. Nachdem sie sie gründlich betrachtet hat, dreht sie weiter die Spindel.

Der Prinz

zieht den kronengeschmückten Stab zurück. Jetzt beginnt er sich aufzuregen. Er lauscht. Er ist beleidigt. Was, die Krone ist ihr nicht genug? Sie macht sich nichts daraus? Und doch gibt es in siebenmal sieben Ländern keine zweite solche Krone. Tut nichts. Sie muß mich bemerken. Ist die Krone nicht genug, so soll sie mehr zu sehen bekommen. Nun schüttelt der Prinz den schönen Purpurmantel von den Schultern und schnallt sich das Schwert von der Hüfte ab. Was führt er wohl im Schilde? Das schöne, gerade Schwert hat er im Nu kreuzweise über den Stab gebunden, so daß er aussieht wie das Gerüst einer Vogelscheuche. Dann legt er ihm den Purpurmantel um und setzt ihm die goldene Krone auf. Fast sieht es schon aus wie der wirkliche Prinz. Man brauchte ihn bloß in das Kornfeld zu stellen und alle Vögel würden es glauben. Aufgepaßt, Prinzessin! Sieh mal, wer da kommt! Hoch hebt er den Mantel und den kronengeschmückten Stab in die Höhe. Stolz und sieghaft. All seinen Schmuck, all seine königlichen Abzeichen trägt dieses Banner. Er selbst reckt sich darunter als ein schlichter, schmuckloser, blonder Junge.

Die Prinzessin

bemerkt den königlichen Schmuck. Das ist etwas anderes. Sie hält mit der Arbeit inne, das Köpfchen wendet sich neugierig dem seltsamen Banner zu. Das ist aber auch alles. Nach kurzer Zeit kann man wieder das Schnurren des Spinnrockens hören.

Der Prinz

zieht verzweifelt seine gekrönte Vogelscheuche zurück. Was soll er jetzt beginnen? Er möchte vor lauter Verzweiflung alles krumm und klein schlagen. Wie kann denn die holdselige Prinzessin ruhig bleiben, wenn sie weiß, daß ich da bin? Offenbar ist die Puppe noch schlecht und unvollkommen. Sie trägt meine Schönheit nicht, sie stellt mich nicht ganz dar. Da rafft der Prinz sich auf und zieht mit einem letzten Entschluß sein Schwert. Was hat er wohl vor? Ach, du lieber Gott — er schneidet sich sein schönes, langes Goldhaar ab. Dann kämmt er die Perücke auf den Stab und setzt ihm die Krone auf.*) Der sieht aber nun ganz genau so aus wie der Prinz. Von ferne würde ihn seine leibliche Mutter dafür halten. So! Noch einmal streckt er die Holzpuppe in die Höhe. Nicht stolz, nicht begeistert. Nur ganz schlicht, wie man sein bestes Werk als Herold schickt: siehe, das bin ich.

---

*) Ja, ja, so sind nun einmal die Prinzen. Die eigene Haut möchten sie sich abziehen, nur um das getreue Konterfei ihrer selbst zu schaffen. Jawohl!

Der Verfasser.

Die Prinzessin

läßt plötzlich den Spinnrocken stillestehen. Sie springt auf, sie wundert sich: O, wie schön! O, wie warm wird ihr ums Herz! So etwas hat sie noch nie gefühlt! Sie streckt beide Händchen durchs Fenster. Der ist der Schönste! Den will ich haben.

Der Prinz

läßt glückselig die Puppe tanzen und sich zieren, und hinter ihr verborgen tanzt er lockend zurück: Du wirst kommen, du wirst kommen!

Die Prinzessin

beugt sich erschrocken aus dem Fenster. Er geht fort? Ach Gott, ich eile ihm nach. Doch bevor sie die Burg verläßt, nimmt sie ein Spieglein vom Tisch: Bin ich auch schön genug? Werd' ich dem schönen Prinzen gefallen? Sie putzt sich wie ein Kätzchen und hebt ihr ellenlanges, golden fließendes Haar, dann huscht sie hinaus.

Die Fee

— was hat die wohl inzwischen gemacht? Unbeweglich hat sie den seltsamen Prinzen betrachtet, der mit all seinem Schmuck, all seiner Schönheit eine Holzpuppe behängt, aber als sie sieht, daß er sich auch noch das Haar abschneidet und mit dem hölzernen Prinzen lockend davontanzt, da kommt sie mit leisen, schleichenden Schritten den Abhang herunter und verbirgt sich im Wald. Vorgeneigt blickt sie hervor, lauernd, wie ein sprungbereites Wild. Was will sie nur?

SECHSTER TANZ

(Kleines Ballett)

Die Prinzessin

ist auch soeben unten angekommen. Sie läuft durch den Wald und tanzt lächelnd und kokett auf den hölzernen Prinzen zu, mit dem der echte Prinz nun schon die rechte Ecke der Bühne erreicht hat.

Der Prinz

richtet sich jetzt auf: Endlich, endlich bist du da! Er steckt den Stabprinzen in die Erde (eben wendet er den Zuschauern den Rücken) und tritt hervor. Mit ausgebreiteten Armen, stolz und glücklich . . Doch ach, was ist das? . . .

Die Prinzessin

weicht erschrocken und angewidert vor ihm zurück. Wer ist dieser garstige, schmucklose, kahle Bursche? Was will ein solcher von einer Prinzessin? (Ach, armer Prinz, du bist barhäuptig und kahl!)

Der Prinz

lächelt noch, breitet noch die Arme, hascht noch die zurückweichende Prinzessin: Das ist ja bloß ein verliebtes Spiel. (Ach, armer Prinz!)

Die Prinzessin

blickt aber unverwandt die schöne Holzpuppe an, ihr winkt sie zu, sie will sie erreichen, und tanzend weicht sie dem häßlichen, kahlen Burschen aus.

Der Prinz

begreift endlich. Er verstellt ihr den Weg. Was willst du, wohin tanzt du? Das ist ja bloß eine Holzpuppe! Der Schmuck, den sie trägt — das alles bin ich. Ich, ich, ich! (Ach, armer Prinz!) ... Und so haschen sie einander.

Die Fee

hat scheinbar nur auf das gewartet. Als die Beiden einander etwa in der Mitte der Bühne umkreisen und der Stabprinz im Hintergrund allein bleibt, kommt die Fee aus dem Walde und tritt nach rechts zu dem hölzernen Prinzen. Drohend flattern ihre grauen Schleier. Nun umkreist sie die Puppe und beginnt einen wunderbaren, zauberhaften Feentanz. Sie behext die Puppe. Und siehe, siehe, siehe!

Die Holzpuppe

rührt sich! Ihr Mantel flattert leise, als füllte er sich mit einem Körper. Die Perücke erbebt, als wäre ein Kopf unter sie gekrochen. Und sieh nur, sie hebt die Arme! Knarrende, klopfende Musik erklingt. Als brächen knotige Zweige. Der hölzerne Prinz bewegt sich. Wenn jemand meinen sollte, es wäre aus der Versenkung ein langer Schauspieler in ihn hineingekrochen ... meinetwegen. Mir soll's recht sein.

Die Prinzessin

gewahrt seine Bewegung und ruft ihn! Komm, hilf mir doch! Laß uns zueinander kommen. Schau, dieser garstige Kahle will mich fangen. (Ach, armer Prinz!)

Die Fee

macht noch eine Bewegung, gibt der Puppe einen Stoß und schleicht dann in den Wald zurück.

Die Holzpuppe

aber, bei Gott, macht sich auf! Sie tanzt auf die Prinzessin zu. Sie tanzt! Als müßte sie jedes ihrer Glieder entzweibrechen, um sie biegen zu können. Umsonst! Eine Holzpuppe bleibt eben eine Holzpuppe. Jeder kann das sehen. Nur eben Eine nicht.

Die Prinzessin

sieht nur, daß er die Krone trägt und den Mantel, und das schöne, lockige, goldene Haar. Das ist es, was die Prinzessinnen wollen. Der Prinz mag tanzen.

Der Prinz

mag tanzen, so berauschend schön, so bezaubernd traurig, wie es seine Seele, die alle seine Glieder durchströmt, nur immer vermag. Alles umsonst!

Die Prinzessin

kreist nach rechts, kreist nach links. Es ist ein Haschespiel. Eine Zeitlang dauert es noch. So! Jetzt hat sie doch ihren Liebsten erreicht. Die Holzpuppe! Nun, sie hat nichts Besseres verdient!

Die Prinzessin

umfaßt ihren hölzernen Prinzen und zerrt ihn zum Tanz. Er tanzt ja auch, daß Gott erbarm! Jeder Span an ihm knarrt und kracht. So tanzen sie zur Bühne hinaus.

INTERMEZZO

Der Prinz

aber steht da, ohne Krone, ohne Mantel, mit geschorenem Haupt und sieht zu, wie die holdselige Prinzessin mit einer hölzernen Puppe davontanzt, die er verfertigt hat. Und er sieht, daß das Werk seiner Hände, das er mit seiner eigenen Schönheit beladen hat, damit es sein Herold sei, ihm vor der Nase die Geliebte wegtanzt, die doch ganz gewiß nur seiner geharrt, nur ihn gesucht hat.*) Ach, armer Prinz! Dein Tag ist vorbei. Der Abend kommt. Die Landschaft wird trüber, grau und schwer. Alles ist aus. Da setzt sich der Arme auf einen Stein am Wegrand und stützt den kahlen Kopf in die Hände. Nichts rührt sich. Nur die Musik sagt: „Verfluchte Liebe! Jämmerliche Prinzessin! Was ist so das Leben wert?" Aber nichts rührt sich. Denn alles, was schwebte und flatterte, ist in die tiefsten Tiefen versunken. Ja, einer endlosen, einförmigen Steppe gleicht dieser Kummer, die Musik weht über sie wie heimatloser Wind. Lange sitzt der Prinz so da, und das Dunkel senkt sich auf ihn, begräbt ihn vielleicht.

SIEBENTER TANZ

(Großes Ballett und Apotheose)

Doch wie es dunkel wird, zittert eine seltsame Unruhe über die Bühne.

---

*) Du würdest gar nicht glauben, lieber Leser, wie oft das den puppenschnitzenden Prinzen zustößt.

Der Verfasser.

Die Fee

tritt aus dem Wald. Ihre grauen Schleier beginnen zu leuchten. Sie macht ein paar Schritte. Sie winkt nach rechts und winkt nach links und es ist, als erteilte sie rasche Befehle. Ein geheimnisvolles Schwirren und Sausen naht in der Musik. Alles steht, wo es gestanden hat, und doch ist es, als hätte sich alles verwandelt. *) Und jetzt beginnt der Zaubertanz der Fee. Jetzt sieht man erst, daß sie hier Königin über alles ist. Zuerst umkreist sie immer wieder den kauernden Prinzen, in lauerndem, schmeichelndem, liebkosendem Tanz. Jetzt leidest du. Das ist gut so. Jetzt sagst du dich los vom Leben. Jetzt gehörst du mir ! Und nun flattert sie umher wie ein Irrlicht, wie eine leuchtende, zauberhafte Fledermaus. Und wohin sie sich wendet, dort schimmert nie gesehenes, feenhaftes Licht. (Solchen Glanz mag der Mond daheim im Mondland haben !) Und wohin sie sich wendet, erschauern die Dinge, antworten und regen sich. Noch einmal fliegt sie in schnelleren Kreisen umher und alle Dinge folgen ihr nach. Die grünverschleierten Bäume des Waldes beginnen zu schreiten und die silberblau verschleierten Wellen des Baches treten aus ihrem Bett. Kommt, kommt alle zu meinem

---

*) Das muß man erklären. Das geschieht nämlich jeden Abend. Nachts nehmen die Dinge ihre Masken ab. Das fühlen wir nur, wir sehen es nicht, denn es ist ja dunkel. Aber wir wissen, daß nachts sich alles verwandelt. Der Verfasser.

traurigen Prinzen! Und in huldigendem Tanze fluten sie alle im Halbkreis vor den kahlen und schmucklosen Trauernden hin. Kommt noch mehr, kommt allesamt! Jetzt leidet er, jetzt gehört er uns. Und als ob auch der Abhang des Hügelchens herunterglitte, so rollen seine Blumen und Büsche und Steine herab. Aber lautlos und gehorsam. Und wer weiß, woher jetzt noch Elfen und Kobolde herbeikommen! Wenn sich so viel bewegt hat, kann sich alles bewegen. Und siehe, huldigend tanzen die Dinge um den kahlen Prinzen herum. Die Fee aber tritt hinter ihn, still und mütterlich. Prinz, hebe den Kopf! Prinz, sieh dich um!

Der Prinz

hebt den Kopf, läßt den Blick umherwandern. O, was ist das?! Als weckte ihn aus schlafender Wirklichkeit ein Traum. Wo bin ich? Wie leicht wird mein armes gequältes Herz. Das ist ja eine andere Welt! Wo ist mein Schmerz? Er sucht ihn geradezu. Vergangen ist er mit der vergangenen Welt.*)

Die Fee

tritt jetzt vor ihn hin. Du bist bei mir, mein Prinz. In meinem Reich. Und dein Schmerz ist vergangen mit der vergangenen Welt.

---

*) Siehst du, mein Prinz, wie gut die Tanzwelt ist! Ist die Welt schlecht, so ist sie gar nicht da. Alles tanzt, wie dein Herz schlägt. Doch dies ist nicht nur im Theater so. Der Verfasser.

Der Prinz

ergreift träumend die Hand der Fee. So bewegen sich Schlafende und Mondsüchtige. O, unbekannte Fee, ich habe sehr gelitten! Und mit der ruhevollen Erschlaffung des gelinderten Schmerzes legt er auch die andere Hand in die Hände der Fee und neigt den Kopf darüber. Der Prinz hat sich ergeben.

Die Fee

streichelt ihn und winkt: Huldiget ihm! Er ist jetzt unser König! Und...

Alle Dinge

huldigen und werfen sich nieder. Und siehe...

Die Fee

nimmt aus dem Kelch einer Blume herrliches Goldhaar hervor und legt es auf den Kopf des Prinzen. O, es ist tausendmal schöner als sein verlorenes Haar.

Die Blume

knickst mit dem Kelch und tanzt davon.

Eine zweite Blume

kommt und hält ihren Kelch unter die Hand der Fee

Die Fee

nimmt eine herrliche Goldkrone daraus hervor und setzt sie dem Prinzen auf. O, sie ist tausendmal schöner als die verlorene Krone.

Eine große Wunderlilie

kommt als dritte herbei und aus ihrer ungeheuren Glocke nimmt die Fee einen schönen Blumenmantel

hervor und legt ihn dem Königssohn um die Schultern. Dann gibt sie ihren Scharen einen befehlenden Wink.

Der Prinz

erhebt sich von seinem Sitz. O, er ist tausendmal schöner, als einst sein verlorenes Wesen war. (Ob es wohl ganz verloren ist?)

Alle Dinge

umtanzen ihn huldigend. Die Bäume bilden Spalier, die Wellen legen sich vor seine Füße als sicherer Pfad, und die kleineren Blumen, die Elfen und die Kobolde hüpfen als flatternde bunte Vorläufer den Hügel hinan. Zum Fuß des Hügels führen die Wellenstraße und die Allee.

Die Fee

nimmt den Prinzen an der Hand und führt ihn, über die Wellen schreitend, zwischen den Reihen der sich neigenden Bäume links zum Fuße des Hügels, wo die Bäume und Blumen sich als lebendige Laube um ihn scharen: Siehe, das ist der Thron. Nun bist du hier König über die Dinge, die deine Seele verstehen.

Der Prinz

blickt berauscht um sich. Triumph, Pracht und Glanz überall: es gibt keinen Schmerz mehr und es gibt keine Nacht.*)

*) Auch das muß erklärt werden. Das Dunkel ist der verhüllende Schleier der Dinge, doch wenn sie sich einmal gezeigt haben, so gibt es keinen Schleier und kein Dunkel mehr. Für den Prinzen zum Beispiel gibt es schon keine Nacht. Der Verfasser.

ACHTER TANZ

(Kleines Ballett)

So herrschen also Triumph, Pracht und Glanz überall und inmitten der Huldigung der Dinge strahlt der Prinz. Da erscheint plötzlich von der anderen Seite

die Prinzessin

mit der Holzpuppe und schleppt und zerrt sie zum Tanz. Gern würde die unselige

Holzpuppe

ja tanzen, sie hat aber leider schon alle Glieder verrenkt. Die Krone sitzt ihr schief auf dem Kopf, wie der Hut eines Betrunkenen. Die Perücke ist ihr in den Nacken gerutscht und der schöne Purpurmantel hängt kaum noch an einer Schulter. Jawohl, der hölzerne Prinz ist kaput und führt einen gar sonderbaren Tanz auf.

Die Prinzessin

nötigt verzweifelt ihren jämmerlichen Liebsten zum Tanz. Sie ist wütend auf ihn, sie pufft ihn, sie richtet ihn auf. Vielleicht haßt sie ihn auch schon. Aber sie hat ihn nun einmal gewählt und es ist kein anderer da. Wie sie sich nun so mit ihm abquält, gerät sie plötzlich in die Allee der Tannenbäume, an deren Ende der echte Prinz in vollem Glanze strahlt. Ei, wie öffnen sich da Mund und Augen der Prinzessin weit! Sie gibt auch gleich der unglücklichen Holzpuppe einen Stoß, daß alle ihre Bestandteile auseinanderrollen. Sie lächelt den Prinzen an und streckt ihm beide Händchen entgegen. Der da ist

doch der Schönste. Den will ich haben.*) Und schon tanzt sie mit schmeichelndem, kokettem, lockendem Tanze auf ihn zu.

Der Prinz

gewahrt sie und greift nach dem Herzen. Umsonst, — sie ist ja doch die Prinzessin! Dann aber macht er eine vorwurfsvolle, abwehrende Bewegung. Was, jetzt würde ich dir gefallen? Krone, Mantel und Locken brauchst du. So geh du nur zu deiner Puppe. Dort hast du sie. Dort liegt sie. Geh. Ich brauch' dich nicht! Damit wendet er sich ab und schreitet dem Hintergrund der Bühne zu.

Die Fee

begleitet ihn, aber nicht vertraulich, Hand in Hand, wie bisher. Als der Prinz nach seinem Herzen griff, entzog sie ihm ihre Hand und trat zurück und schien sich enger in ihre Schleier zu hüllen.

Die Prinzessin

erschrickt. Ach, Gott! Der schöne Prinz will fort? Ist er böse? Ich eile ihm nach. (Und schon macht sie sich auf.)

NEUNTER TANZ

(Großes Ballett)

Die Bäume

schließen jedoch ihr doppeltes Spalier vor der Prinzessin und versperren ihr den Weg, wie ein sich schließendes großes V.

---

*) Prinzessinnen pflegen so einfach zu denken.

Der Verfasser.

Die Prinzessin

umtanzt den inneren Schenkel des V, um so zum Prinzen zu gelangen.

Die Bäume

aber strecken ihr eine neue Reihe entgegen und endlich sperrt ein Stern von V-Zeichen den Hügel mit dem Prinzen von der Prinzessin ab. Wieder beginnt das Spiel. Aber wie eine Sternenburg stehen die winkeligen Mauern der Tannen und zwischendurch schlängelt sich der Tanz der Wellen.

ZEHNTER TANZ

Die Prinzessin

wird endlich müde. Sie schlägt beide Händchen vors Gesicht und läuft weinend zum rechtsseitigen Ende der Bühne. Dort aber strauchelt sie über die leblos daliegende Holzpuppe. Fast wäre sie gefallen. Die Prinzessin betrachtet die Puppe voll Ekel und Erbitterung. Sie gibt der Krone einen Tritt: Die also hat mich verblendet? Und einen zweiten dem Mantel: Der also hat mir den Kopf verdreht? Und einen dritten der Perücke: In diese also hab' ich mich verliebt? Da nimmt sie in ihrer furchtbaren Verzweiflung die eigene Krone vom Kopf und schlägt sie der Holzpuppe um die Ohren. Sie schüttelt den schönen Silbermantel von den Schultern. Nichts will sie mehr haben, nichts, nichts! Aber sie tut noch mehr. Sie

reißt die große Schere vom Gürtel (keine anständige Prinzessin läuft ohne Nähzeug herum!) und schneidet sich ihr schönes, ellenlanges Goldhaar bis zu den Schultern ab. Nichts soll mir bleiben, nichts! Der Prinz will mich nicht haben, so mag ich häßlich sein, armselig, die Letzte, ein Nichts! Dann wirft sie sich vor den Stein hin, auf dem vorhin der Prinz in seiner Trauer gesessen hatte, und umschlingt ihn weinend. Arme Prinzessin! Wahrlich, sie gleicht jetzt eher einem frierenden, ärmlichen kleinen Hirtenmädchen.

Der Prinz

aber hat sich dort hinter der Tannenburg doch nicht bescheiden können. Es ist ihm schwer gefallen, sich von der Prinzessin abzuwenden. Etwas läßt ihn nicht ruhen. So kommt er denn im Hintergrund der Bühne aus dem Walde hervor. Vielleicht weiß er selbst nicht, was er tut. Er schlendert nur so träumerisch einher, zum Klange einer süßen Musik. Wie er so vorwärtsschreitet, erblickt er auf einmal die weinende Prinzessin. Siehe, nun ist die Ärmste weder eitel mehr, noch stolz. Allen Schmuck hat sie von sich geworfen und hat sich erniedrigt.

Die Prinzessin

springt plötzlich auf. Ihre erste Regung ist: sich zu verbergen. Als könnte sie sich hinter ihren winzigen Handflächen verstecken! Sie schämt sich. O, häßlich bin ich und schmucklos! Er wird mich verachten. Nein, nein, lieber mag ich ihn nie wiedersehen! Und

sie weicht mit kleinen Schritten zurück und hält das Gesicht abgewendet. Endlich kauert sie sich im äußersten Winkel der Bühne fröstelnd zusammen.

Der Prinz

kommt jedoch näher: als du stolz, in Krone und Mantel, zu mir kamst und deine Händchen nach mir ausstrecktest, da wandte ich mich von dir ab. Jetzt aber hast du dich erniedrigt und gleichst einem armen Hirtenmädchen. Jetzt hülle ich dich in meinen Mantel und ziehe dich an mein Herz. Und so tut er auch. Er beugt sich über die kauernde Prinzessin, hüllt sie in seinen Mantel und hebt sie zu sich empor.

Die Fee

ist dem Prinzen angstvoll und vorsichtig gefolgt, als ahnte sie bereits das Ende. Und als sie sieht, wie er sich der Prinzessin nähert, wie er sich über sie beugt, da schneidet sie weite Kreise in die Luft, in warnendem Jammer: Zurück, meine Heerscharen! Zurück! Alles ist aus!

Die Dinge

aber ziehen sich zurück. Die Bäume gehen an ihren Platz, die Wellen in ihr Bett. Zurück, zurück. Alles war umsonst. Der Mensch hat sich von uns losgesagt und kehrt ins Menschenlager zurück. Und da der Prinz anderswo nach dem Leben gegriffen hat, verbergen sich die Dinge wieder in lebloser Erstarrung. Und während der Vorhang langsam sinkt, wird die Welt wieder einfach und ordentlich. Einfach und

ordentlich, wie das letzte Wort der Dinge, auf das sie noch immer die letzte Antwort des Menschen erwarten. Noch immer erwarten.

Die Fee

hat sich auch auf den Hügel zurückgezogen, auf ihren alten Lugaus, und blickt, unbeweglich vorgebeugt, in die Landschaft hinab.

Der Prinz und die Prinzessin

aber blicken nur mehr einander an, antworten nur noch einander und kümmern sich nicht weiter um jene.




DAS
BUCH
DES
WAN
HU
TSCHEN



IU-TSCHANG ist eine reiche Stadt. In dieser lebte einmal ein armer Mann namens Wan-Hu-Tschen. Seine Eltern hatten ihm ziemlich viel Geld hinterlassen und auch seine Verwandten waren vermögende Leute.

Aber Wan-Hu-Tschen liebte keine ehrliche Arbeit: weder wollte er Handel treiben auf den Barken mit den Drachensegeln, noch hatte er Lust zur Seidenweberei. Stets befaßte er sich mit gelehrten Büchern, denn er wollte die Staatsprüfungen ablegen, um Beamter zu werden. Aber Wan-Hu-Tschen war dumm. Nicht einmal den ersten Tschin-Grad vermochte er zu erreichen. So verarmte er allmählich, und darum verstießen ihn auch seine Verwandten, ja sie machten sich auch noch lustig über ihn. Das ist es, was wir von Wan-Hu-Tschen wissen müssen.

Li-Fan war die Tochter des Statthalters, deren Lilienwangen das Herz Wan-Hu-Tschens zur Liebe entflammt hatten.

Doch auch Li-Fan lachte nur über ihn. Der Statthalter aber fing einen Brief des Wan-Hu-Tschen auf, der also lautete:

„O, mein Lieb, wie bist du mir so ferne,
Fern bist du mir, wie meinem Zimmer der Mond,
Dein weißes Bild zittert am Grunde meines Herzens,
So wie der Mond auf meines Zimmers Boden."

Da ließ der Statthalter den armen, dummen und arbeitsscheuen Freier aus seinem Hause werfen.

Nach dieser großen Schande mied Wan-Hu-Tschen die Menschen und irrte mit niedergeschlagenen Augen auf einsamen Wegen umher. Allabendlich jedoch saß er betrübten Herzens bei einem mageren Lämpchen vor seinen weißen Reishäuten und seinem braunen Weinkrug. Wan-Hu-Tschen schrieb ein Buch. Deshalb hatte er weiße Reishäute und einen braunen Weinkrug vor sich. Er schrieb die Geschichten der Ahnen nieder, und jene hochberühmten Abenteuer, die Menschen so oft mit den Geistern der Toten, mit Füchsen, Blumenseelen und verschiedenen Vögeln zu bestehen gehabt hatten. Treu und genau verzeichnete er diese Geschichten, nie schrieb er lügenhafte Erfindungen hinein. Doch seitdem ihm der Anblick der lilienwangigen Li-Fan verboten war, verzehrte ihn die unerträgliche Qual der Sehnsucht dermaßen, daß

er eine Geschichte von einem Mädchen namens Li-Fan erdachte, und diese schrieb er nun immer mit seinem feinfädigen Pinsel auf die weißen Reishäute. Ja, seine Li-Fan war noch schöner als jene aus Liu-Tschang und war nicht nur die Tochter eines Statthalters, sondern die eines mächtigen Mandarins, und hundert Mägde bedienten sie. Fern von hier wohnte sie, im Tal der weißen Apfelblüten, und sie lachte nicht immer, sie trieb auch nicht grausame Scherze, sondern saß bleich und erwartungsvoll am Fenster und blickte nach Norden zum Schloß des Prinzen Wang, indem sie diese Verse sprach:

„O, mein Lieb, wie bist du mir so ferne,
Fern bist du mir, wie meinem Zimmer
der Mond,
Dein weißes Bild zittert am Grunde meines
Herzens,
So wie der Mond auf meines Zimmers
Boden."

Jetzt war es Li-Fan, die diese Worte sprach, und Wan-Hu-Tschens Herz krampfte sich zusammen, so leid tat sie ihm. „Doch es soll ihr nur wehtun" — sagte er dann. „Es soll auch ihr wehtun" — verhärtete er sich.

Eines Abends ging das Öl in Wan-Hu-Tschens Lampe aus, so daß er nicht weiterschreiben konnte. So steckte er also seinen Pinsel in einen Sprung der Tischplatte neben die Schale, die nasse Spitze nach

oben, damit sie ihm seine ausgebreiteten Reishäute nicht beschmutze. Dann betrachtete er mit sehnsuchtgeschwelltem Herzen, wie der große Vollmond in das schwanke Dunkel seines Kämmerchens glitt und wie er seinen silbernen Finger in den roten Wein der Schale tauchte und ihn streichelnd auf das Schreibblatt legte, auf Li-Fans mit Tusch gemalten schönen Namen. Da stürzten aus Wan-Hu-Tschens Augen die Tränen und er sprach: „O, wir bist du mir nahe, schöne, traurige Li-Fan; aus der Spitze meines feinfädigen Pinsels bist du geflossen und das Tal der weißen Apfelblüten liegt auf meinen weißen Reishäuten hier. Und doch, wie einsam sitze ich in meinem dunklen Zimmer. Kämst du zu mir, wenn ich dich darum bäte? Und kannst du hören, wenn ich rufe: Li-Fan!... O, Li-Fan!!...

Kaum hatte er gerufen, da bemerkte Wan-Hu-Tschen, daß die Fäden des Pinsels, der neben seiner Schale stand, sich an ihren Enden kräuselten und dann sich auseinanderbogen wie die Zweige eines kleinen Palmenbaumes. Der kleine tuschfarbene Baum begann auch gleich zu knospen und winzige schwarze Blätter sproßen auf glänzenden schwarzen Zweiglein. Auf die schwarze Krone des kleinen Pinselbaumes schien hell der Mond und warf einen schaukelnden Schatten auf den Tisch. Da fiel von der obersten Spitze des kleinen Baumes ein kleines schwarzes Blättchen wirbelnd in den Wein der Schale und schwamm an der Oberfläche. Sobald es jedoch feucht wurde, bogen sich die Ränder aufwärts und es wurde ein kleines

schwarzes Boot daraus. Wan-Hu-Tschen gewahrte, daß ein winziges, feines Mädchen im Boote saß und über den Wein zu ihm geschwommen kam. Wan-Hu-Tschen legte den kleinen Finger auf den Rand der Schale und Li-Fan trat darauf und stieg aus dem Boot.

— Hier bin ich Herr — sprach sie mit kaum vernehmbarer feiner Silberstimme. — Ich komme aus dem Tal der weißen Apfelblüten, weil du mich riefst.

— O, süße, schöne Li-Fan — erwiderte Wan-Hu-Tschen glückselig — wie lange, wie lange warte ich hier einsam auf dich! So sieh mich doch an! Warum wendest du dein bleiches Antlitz ab, den Blick immerfort nach Norden gerichtet?

— Weit oben im Norden ist das Schloß meines Liebsten, des Prinzen Wang.

— O, wende dich zu mir, schöne Li-Fan, ich habe dich ja für mich selbst geschrieben, weil ich dich liebe und so einsam bin.

Li-Fan breitete die Arme gegen Norden aus:

„O, mein Lieb, wie bist du mir so ferne,
Fern bist du mir, wie meinem Zimmer
der Mond.“

— Wahrlich, so habe ich selbst deine Worte geschrieben — sagte Wan-Hu-Tschen ungeduldig — Aber den Prinzen Wang habe ich nur erfunden, weil ich doch nicht selbst in das Buch eintreten konnte. O, erbarme dich meiner. Nur einen Blick!

— Dein weißes Bild zittert am Grunde meines Herzens — sang die kleine Li-Fan weiter.

— Du bist herzlos, Li-Fan. Sieh, Prinz Wang ist reich und glücklich, ich aber bin arm und verlassen. Dennoch leerst du den Krug deiner Freuden lieber in jenes Meer, als mich Dürstenden daraus zu tränken. Und doch seid ihr beide aus meinem Pinsel geboren, du und dein Prinz.

— Es ist nicht meine Schuld — versetzte Li-Fan traurig —, so bin ich nun einmal aus deinem Pinsel geboren.

Da wurde Wan-Hu-Tschen zornig. — Nun, so geh nur ins Buch zurück. Du wirst schon sehen, was geschieht.

Kaum hatte er dies gesagt, da war Li-Fan verschwunden, und auch der kleine schwarze Baum schloß sich wieder zu einem spitzen Pinsel zusammen. Am nächsten Tage schrieb Wan-Hu-Tschen ein neues Kapitel in sein Buch, das hieß: „Der gräßliche Tod des Prinzen Wang." In diesem Kapitel brachten böse Räuber den Prinzen Wang in grausamer Weise um.

An diesem Abend wollte Wan-Hu-Tschen Li-Fan wieder herbeirufen, aber das Mitleid schnürte ihm die Kehle zu. Er hätte der armen Li-Fan nicht ins Auge zu sehen vermocht. Kaum hatte er sich schlafen gelegt, so erschien ihm der Geist des Prinzen Wang im Traum und setzte sich auf den Rand des Bambusbettes. — „Du hast mich getötet, Wan-Hu-Tschen," — sagte er traurig, — „mich aber schmerzt nur das

Schicksal Li-Fans, die mit verwitwetem Herzen im Tal der weißen Apfelblüten blieb. Hilf ihr, denn ihr Dasein ist unerträglich." Mehr sagte der Geist nicht und verschwand.

Am nächsten Morgen setzte sich Wan-Hu-Tschen gleich vor seine Reishäute hin, aber sein Pinsel rührte sich nicht. Was war da zu tun! Sollte er sich einen Rivalen schreiben? Sein Tag verging mit Grübeln und abends wagte er Li-Fan wieder nicht herbeizurufen, denn er schämte sich. Doch kaum war er eingeschlafen, erschien ihm wiederum der Geist des Prinzen Wang und war noch trauriger als in der vorigen Nacht. — „Ich bitte dich, lieber Wan-Hu-Tschen," — so sprach er, — „tröste die arme, einsame Li-Fan. Wenn du mich schon hast töten lassen, so rufe sie zu dir, und liebe sie du, denn einem von Liebe aufgewühlten Weiberherzen scheint das Leben ohne Mann unerträglich." — Dies sprach er und verschwand.

Da erwachte Wan-Hu-Tschen. Der Mond ging durch das Dunkel seiner Kammer und blätterte mit silbernen Fingern in seinen Reishäuten. Wan-Hu-Tschen erhob sich und setzte sich an den Tisch. Seinen Pinsel steckte er in den Sprung neben die Schale und rief mit ängstlicher und schamhafter Stimme den Namen Li-Fan. Da kräuselten sich die Fäden des Pinsels. Der kleine schwarze Baum begann Laub anzusetzen, und als seine bebende, kleine Krone schon einen runden Schatten auf die Tischplatte warf, fiel von dem Gipfel das kleine schwarze Blättchen in die Schale. Die Ränder bogen sich aufwärts und so

schwamm das kleine Boot auf dem Wein und brachte Li-Fan. Wan-Hu-Tschen legte den kleinen Finger auf den Rand der Schale und Li-Fan stieg aus. Ihr bleiches, verweintes Antlitz schien durch den Trauerschleier. — Du riefst mich her — sagte sie — ich kam aus dem Tal der weißen Apfelblüten, wo ich jetzt liebelos in der Wüste lebe.

— O, verzeihe mir, teure Li-Fan — stammelte Wan-Hu-Tschen. Doch Li-Fan stieg aus seiner Handfläche auf den Boden hinunter und begann zu wachsen. Bald stand ein wunderschönes, schlankes Mädchen vor Wan-Hu-Tschen. Haare und Augen waren schwarz wie glänzende Tusche, und die junge Haut leuchtete weiß wie frisches Reispapier. Wan-Hu-Tschen betrachtete sie entzückt.

— O, herrliche Li-Fan — sprach er — kannst du mir meine furchtbare Grausamkeit jemals verzeihen? Li-Fan aber antwortete nicht auf diese Worte, sondern breitete ihre schimmernden Arme gegen Wan-Hu-Tschen aus, während sie zwischen den Zähnen summte:

„Dein süßes Bild zittert am Grunde meines Herzens,
So wie der Mond auf meines Zimmers Boden."

— O, Li-Fan, hättest du in mein Herz schauen können, — fuhr Wan-Hu-Tschen fort — du hättest meine Tat begriffen.

Da lächelte Li-Fan und ihre schönen großen Zähne blitzten im Mondlicht. — Das sind keine Reden, —

sprach sie, — wie sie Jünglinge führen, die nächtlicherweile Mädchenbesuch empfangen. Wenn du so fortfahren willst, lieber Wan-Hu-Tschen, so werde ich deinen Verwandten noch glauben müssen, daß du tatsächlich dumm bist. — Da schämte sich Wan-Hu-Tschen sehr, er ergriff Li-Fans durchsichtige Finger und zog sie in seinen Schoß. Selig umarmten sie einander, selig legten sie sich nieder und selig liebten sie einander bis es tagte. Als der Morgen schmale, weiße Latten in die Ritzen der zitternden Vorhangmatte einzusetzen begann, verabschiedete sich Li-Fan und kehrte ins Buch zurück.

Andern Tags saß Wan-Hu-Tschen mit dem gütigen Lächeln reicher Leute vor den Reishäuten und schrieb Geschenke für Li-Fan. Teure, gestickte Seidenstoffe schrieb er ihr, und künstliche Geschmeide, unter deren dicken Steinen betäubende Düfte verborgen sind. Abends rief er Li-Fan wieder zu sich und von da an jeden Abend. Bei Tag aber überhäufte er seine Geliebte mit Geschenken. Er schrieb einen herrlichen See in das Tal der weißen Apfelblüten und an das Ufer ein Schloß aus schimmernder Jade. Darin wurde Li-Fan durch Ebenholzflöten geweckt und in Schlummer gespielt, und goldene Barken trugen sie über den See dem Vollmond entgegen. Und schmachtende Liebeslieder schrieb er für sie, mit denen er ihre Sehnsucht nach ihm erweckte, und sengende Liebesglut schrieb er in ihre Adern, so daß sie abends zitternd vor Begierde zu ihm kam. Li-Fan warf sich mit leidenschaftlichem Danke allnächtlich in seine

Arme, doch manchmal warnte sie ihn auch voll Güte. — Schüre nicht ununterbrochen das Feuer meines Blutes, denn es schadet dir, teurer Wan-Hu-Tschen, und wird deine Jugend verbrennen.

Aber Wan-Hu-Tschen kümmerte sich nicht darum. Waren sie des Küssens müde, so saßen sie nebeneinander auf dem Bambusbett und der Mond vermischte auf dem Boden die Schatten ihrer Füße. Sie sprachen vom Tal der weißen Apfelblüten, wo alles so schön und friedlich war, wo kein Sturm wütete, noch der Herbst, noch das Alter, weil dort der Tod keine Herrschaft hat. Im Tal der weißen Apfelblüten wird die Windstille unbewegter Jugend von den Mauern der ewigen Buchstaben behütet.

So verging die Zeit und nach einem Jahre ward ihnen ein Sohn geboren. Als Li-Fan auf dem roten Weine daherschwimmend ihn zum ersten Male mit sich brachte, bemerkte Wan-Hu-Tschen, daß der kleine schwarze Blätterkahn tiefer ging und er dachte gleich, daß er eine schwerere Last tragen müsse als vordem.

— O, Wan-Hu-Tschen — sprach Li-Fan beim Aussteigen — für deine vielen herrlichen Geschenke kann endlich auch ich dir etwas bringen. Siehe, unser Sohn. Doch sieh dir gut an, wen uns das rätselvolle Schicksal da wiedergegeben hat.

— Das ist ja Prinz Wang — rief Wan-Hu-Tschen aus. — Jetzt darf ich vollkommen glücklich sein. Denn den Frieden meiner Seele hat mir dein Schoß wiedergegeben.

Haare und Augen des Kindes waren schwarz wie Tusche und seine Haut so weiß wie glänzendes Reispapier. Es blieb bei seinem Vater. Die Mutter aber kam jede Nacht und so vergingen die Jahre in friedlichem Glück. Bald erinnerte sich auch Prinz Wang an sein früheres Leben, doch er verzieh Wan-Hu-Tschen. Er war ein außergewöhnlich kluger Knabe. Im Alter von zehn Jahren kannte er alle Bücher seines Vaters auswendig und Wan-Hu-Tschen fand sich mit kummervollem Neide darein, daß er die Staatsprüfungen ablegen und es weiter bringen würde als er.

Um diese Zeit war übrigens Wan-Hu-Tschen auch sonst recht kummervoll, denn er bemerkte, daß er alterte. Sein Haar begann grau, sein Antlitz runzlig zu werden. Li-Fan machte ihm Vorwürfe und meinte: — Siehst du wohl, ich sagte dir, du solltest meine Liebesglut nicht ewig schüren. Deine schöne Jugend ist darin verbrannt.

— Nicht das hat mir geschadet, liebe Li-Fan — und Wan-Hu-Tschen schüttelte den Kopf — aber wir Menschen altern.

Es waren auch nicht die grauen Haare und die Runzeln, die ihm am meisten weh taten, sondern daß Li-Fan immer gleich jung blieb und daß es ihm war, als entferne er sich von ihr: eine unaufhaltsame dunkle Barke trug ihn langsam vom Ufer hinweg. Aber im Buche war nichts verändert. Kein Tag war seither vergangen und Li-Fan war jung wie in der ersten Nacht.

Noch eine Sorge hatte Wan-Hu-Tschen. Sein Geld war in diesen Jahren ganz zu Ende gegangen. Die Wände seines Häuschens hatten Risse, die Fenster Löcher bekommen, das Wasser strömte herein und der Wind blies hindurch. Und der alternde Wan-Hu-Tschen kauerte mit hochgezogenen Knien auf seinem Bambuslager und schämte sich dessen vor Li-Fan, die in gestickte Seide gekleidet, mit kunstvollem Geschmeide bedeckt wie ein kaiserliches Prunkroß, allnächtlich zu ihm kam. Denn im Buche hatte sich nichts geändert. Li-Fans Jadeschloß brauchte man nicht auszubessern.

Alldies tat Wan-Hu-Tschen tief im Herzen weh. Doch eines Tages entdeckte er, daß er seinem Sohne, dem Prinzen Wang, nicht einmal zu essen mehr geben konnte. Das ertrug er nicht. Er nahm den zwölfjährigen schönen Knaben bei der Hand und ging mit ihm zur Stadt, um ihn dort irgendeinem reichen Verwandten anzuvertrauen. Doch vergeblich pochte er an die schöngeschnitzten Türen. Seine Verwandten jagten ihn fort und spotteten lachend seiner schmutzigen, zerlumpten Kleider. Wan-Hu-Tschen trollte sich mit seinem Sohne blutenden Herzens heim. Da kamen sie am Hause des Statthalters vorbei. Eine vornehme alte Frau in Trauergewändern stieg eben aus ihrer Sänfte.

— Wem gehört dieser wunderschöne Knabe? — fragte sie Wan-Hu-Tschen.

— Mir. In seinem früheren Leben habe ich ihn getötet und jetzt tötet er mich, denn ich kann ihm nichts zu essen geben.

— So gib ihn mir — versetzte die Frau, — in meinem Hause soll er eine gute Erziehung genießen.

Wan-Hu-Tschen verabschiedete sich weinend von seinem Sohn, dem Prinzen Wang, dann trottete er langsam heim. Es fiel ein kalter Regen und er fror und wurde schmutzig vom Straßenkot. Als er sein Haus erreichte, wandte er sich auf der Schwelle um und blickte hinaus in die Welt. — Hier geht alles zugrunde und verdirbt. Soll auch ich schon hier verderben, gleich meinem Hause? — Dann setzte er sich vor seine weißen Reishäute und rief Li-Fan.

— Warum weinst du? — fragte die lilienwangige, strahlende Frau und streichelte seine ergrauenden Haare.

Wan-Hu-Tschen klagte ihr all sein Leid. Li-Fan hörte zu, dann sah sie ihm mit stillem Blick in die Augen.

— Willst du nicht mit mir ins Tal der weißen Apfelblüten kommen? — fragte sie. — Dich erwartet mein schimmerndes Jadeschloß am Ufer des Sees. Der Klang der Ebenholzflöten ist noch nicht verhallt, der Mond ist noch nicht in den See getaucht und kein Blatt ist seither von den Apfelbäumen gefallen. Keine Stürme wüten dort, noch der Herbst, noch das Alter, denn dort hat der Tod keine Macht. Dort wird die Windstille regloser Jugend von den unübersteigbaren Mauern ewiger Buchstaben bewacht.

— O, wie könnte ich aber da hingelangen, Li-Fan?

— Schreibe dich hin, wie du mich hingeschrieben hast und den Prinzen Wang.

Und so geschah es.

Am nächsten Tage suchte der kleine Prinz Wang seinen Vater, denn er wollte ihm eine wundersame Nachricht bringen. Im Hause des Statthalters hatte er erfahren, daß Li-Fan, des Statthalters Tochter, vor dreizehn Jahren, gerade als Wan-Hu-Tschen sein Buch zu schreiben begonnen hatte, gestorben war. Später erschien sie ihrer Mutter im Traum. Damals war sie schon schwanger. „Weint nicht um mich" — sprach sie zu ihrer Mutter, „denn ich lebe glücklich im Tale der weißen Apfelblüten."

Das wollte der kleine Prinz Wang seinem Vater erzählen, doch er fand ihn nirgends im ganzen Hause. Er gewahrte jedoch, daß ein neues Kapitel im Buche geschrieben war, das hieß: Die Ankunft Wan-Hu-Tschens im Tal der weißen Apfelblüten.

Der kleine Prinz Wang nahm das Buch seines Vaters mit und hielt es immer in großen Ehren.

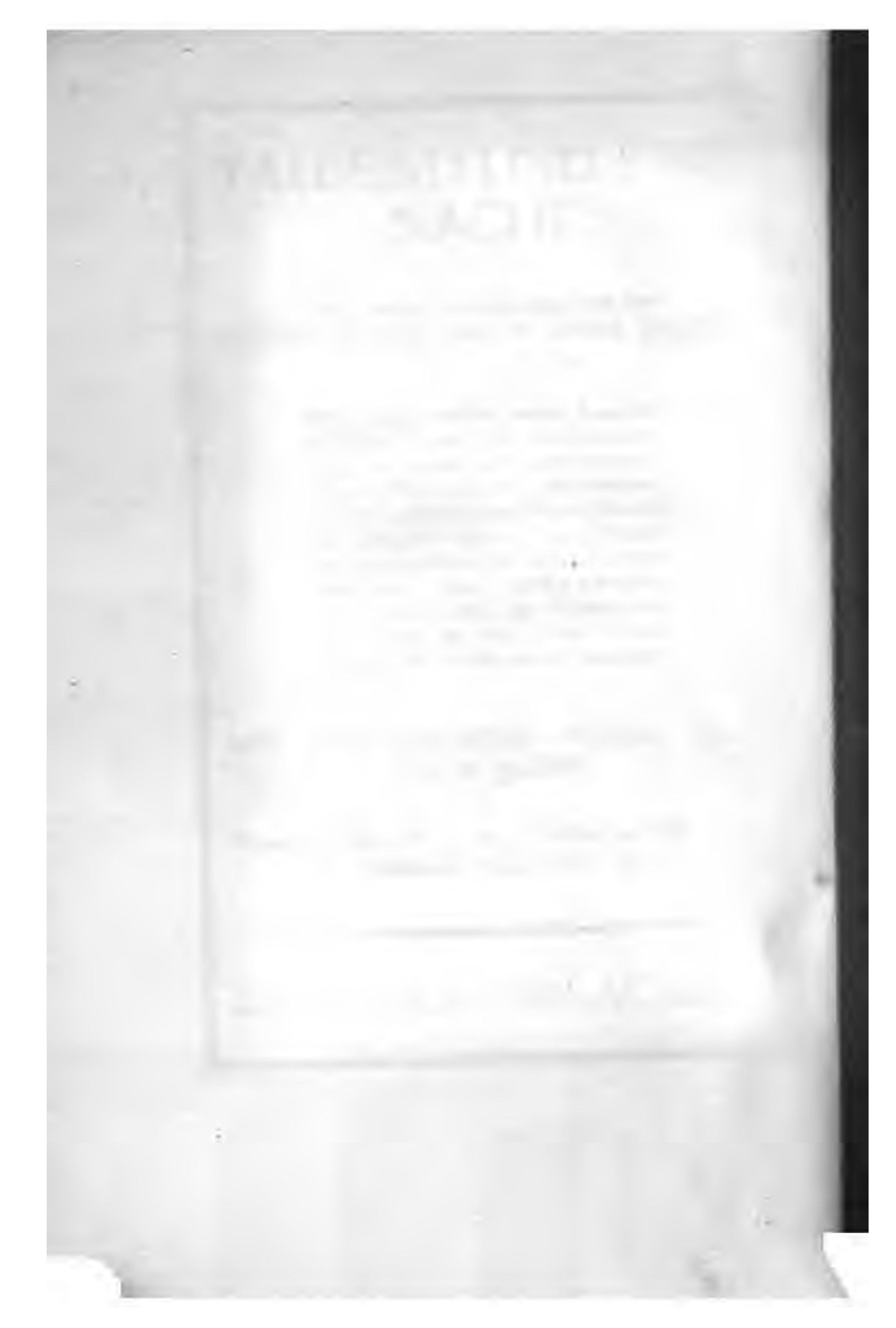
Mit der Zeit wurde aus ihm ein mächtiger Mandarin.

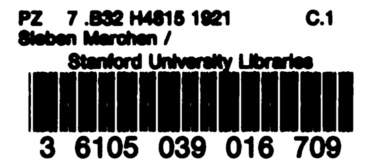


DIE DREI GETREUEN PRINZESSINNEN 13
DAS MÄRCHEN VON DER LÄCHELNDEN SCHWANENWEISS 57
EIN MUSIKERMÄRCHEN 67
DER HEILIGE RÄUBER 93
DIE STILLE 111
DER HÖLZERNE PRINZ 149
DAS BUCH DES WAN-HU-TSCHEN 179



B B
1 9
2 1





DATE DUE			

